

Vergißeinnicht 1932

9 (1932)

VERGISSMEINNICHT



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT DER MARIANNHILLER MISSION

Nummer 9

September 1932

50. Jahrgang

Inhalt des Septemberheftes:

Mariä Geburt. Gedicht	257	Cecil Rhodes. Von P. Fr. Schimlef	271
Geschichte der Mariannhiller Mission. Von P. Dom. Sauerland	258	Edison und Negerfrage. Von P. Franz Schimlef RMM.	273
Irland, die Zufluchtsstätte des kath. Glaubens. Von P. W. J. Leeson	262	Ein salomonisches Urteil in Afrika	274
Somajuba. Von P. Cypr. Ballweg	264	Livingstone und der Regenmacher. Von P. Franz Schimlef RMM.	276
Afrikanische Musik. Von P. B. Fuß	269	Die heilige Lanze. Von Prälat Konrad Rummel	279
Lebensreise. Gedicht v. H. Thielen	271		

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:
Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
Postcheckkonto Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosl., Rumänien:
Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Mariannhiller Mission Altdorf, (St. Uri)
Postcheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1932:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengo 2.80
Rumänien	Lei 92.—

**„Was stehet ihr müßig?
Geht auch ihr in meinen Weinberg!“** spricht Christus selbst.

Studenten und Werkfätige

von sittlich einwandfreiem Lebenswandel und erfüllt von religiösen Idealen stellen ihre Kräfte in den Dienst der Mission als Priester oder Laienmissionar im Ordensstande. Bewerber melden sich für

Studenten

P. Direktor des Missionsseminars, St. Joseph, Reimlingen, (Bayern)
P. Direktor des Missionsseminars „Aloysianum“, Lohr a. Main
P. Rektor des Missionsh. v. hlst. Herzen Jesu, Langenbielau, Schlesien

Brüderkandidaten

P. Rektor. Missionshaus St. Joseph, Reimlingen (Bayern)
P. Rektor, St. Paul bei Walbeck, Kreis Geldern (Niederrhein)

Aus Welt und Kirche

Eucharistischer Triumphtag in Dublin. Die irische Hauptstadt stand im Zeichen eines großen Ereignisses. Der Eucharistische Kongreß, der durch den päpstlichen Legaten, Kardinal Lauri, eröffnet wurde, hat alle bisherigen Kongresse zu Ehren des allerheiligsten Altarsakramentes übertroffen. Aus der ganzen Welt waren Teilnehmer eingetroffen. Man rechnete mit einer Million Fremden. Schon bei der Eröffnung waren 9 Kardinäle und 157 Bischöfe anwesend. Der Bischof von Osnabrück hat die deutschen Teilnehmer nach Dublin geführt. Der Erzbischof von Utrecht kam mit Hunderten von Holländern und einer Zahl hervorragender niederländischer Prälaten. Kardinal Lavitrano, Erzbischof von Palermo, führte die Italiener; Kardinal Verdier, Erzbischof von Paris, erschien an der Spitze der zahlreich vertretenen Franzosen. Wir nennen weiter Kardinal Hayes, Erzbischof von New-York, Kardinal Dougherty, Erzbischof von Philadelphia, Kardinal Glond, Erzbischof von Gnesen und Posen, O'Connell, Erzbischof von Boston, van Raay, Erzbischof von Mecheln. So beherbergte Dublin, das für den Festanlaß ungeheure Aufwendungen und Anstrengungen machte, die ansehnlichste Versammlung kirchlicher Würdenträger, die seit Jahrhunderten außerhalb Roms stattgefunden hat.

In jeder Kirche der Stadt und ihrer Vororte wurde das heiligste Sakrament bis Mitternacht ausgesetzt. Scheinwerfer schrieben an den nächtlichen Himmel Worte, wie „Adoremus“ und „Laudamus“.

Als der päpstliche Legat in Dublin einzog, ging ihm der Lordmayor in einer kostbaren Kutsche bis zur Stadtgrenze entgegen. Militär eskortierte den Wagen. Über 30 000 Kinder säumten den Weg ein, den der Abgesandte des Heiligen Vaters beging. Der Präsident des Irischen Freistaates, de Valera, huldigte samt seinen Ministern dem Legaten.

Am Dienstag war Generalkommunion der Kinder. Unter der Führung ihrer Lehrer und in Begleitung ihrer Eltern füllten sie die Kirchen und vereinigten sich so mit dem göttlichen Kinderfreund, von diesem einen gesegneten Verlauf des Kongresses zu erbitten.

Der Tag der offiziellen Eröffnung des Kongresses brachte einen höchsten Zustrom der Gäste. Riesendampfer der bedeutendsten Schifffahrtslinien setzten gewaltige Menschenmassen an Land. In schnell fahrenden Zügen wurden sie von Ringstown, dem Hafen Dublins, nach der Hauptstadt befördert.

Die Straßen, durch welche der Kardinal-Legat Lauri um 15 Uhr vom Erzbischöflichen Palais zur Kathedrale fuhr, waren dicht von Menschen eingerahmt. Sie brachen in Hochrufe aus, als der Wagen vorüberfuhr.

In der Kathedrale, die herrlich geziert war, wurde in Lateinisch und Englisch die päpstliche Botschaft an das irische Volk verlesen, in der die Glaubensstreue Irlands gerühmt und gepriesen wird. Der Erzbischof von Dublin hieß die Teilnehmer willkommen. Der Bischof von Namur, der Präsident des Kongress-Komitees, würdigte die Bedeutung des Kongresses gerade in diesen Zeiten und eröffnete ihn offiziell. Nachdem der Kardinal-Legat den Empfang im Namen des Papstes herzlich verdankt hatte, folgte eine Andacht, die mit dem vom Nuntius erteilten Segen schloß.

Auch die rund 300 000 Menschen, die vor der Kathedrale standen, konnten die ganze Feier mitanhören, da ihnen Lautsprecher die Worte und Gesänge vermittelten. Der Staatspräsident und der englische Gouverneur hatten der Feier auch beigewohnt. Bei der Abfahrt wurden die kirchlichen Würdenträger vom Volke wie der stürmisch begrüßt.

Am vorletzten Mittwohabend war von 8 bis 9 Uhr festliche Anbetung in allen Kirchen der Stadt. Kurz nach Mitternacht begann in der Kathedrale ein Pontifikalamt, und daran schloß sich die Austeilung der hl. Kommunion.

Am Donnerstag um 11 Uhr wurde in der Kathedrale wieder ein Pontifikalamt gehalten. Am Nachmittag folgten die Versammlungen der Geistlichen. Um 8 Uhr folgte sodann eine Massenversammlung der Männer im Königsparc. Nach einer Ansprache und Erteilung des Segens durch den Kardinal-Legaten begann der Vorbeimarsch und die Huldigung vor dem päpstlichen Vertreter.

Es fand auch im Dubliner Schloß ein Empfang durch den irischen Staatspräsidenten statt, an dem zirka 4000 Gäste teilnahmen.

Die Dubliner Presse wies einmütig auf die freudige Tatsache hin, daß der ganze Empfang und die erhabene Festlichkeit vom Willen des irischen Volkes getragen sei. — Nach einer späteren Meldung trafen während des Kongresses noch fortgesetzt große Scharen von Besuchern ein. Die Zahl der in Dublin weilenden Personen hatte sich verdoppelt. Dampfer dienten als schwimmende Hotels.

Der Heilige Vater, Papst Pius XI. hat durch die vatikanische Radiostation an den Eucharistischen Weltkongreß eine Ansprache durch den Rundfunk gehalten.

Der äußere Aufbau des Katholikentages in Essen. Im Herzen des Industriegebietes, findet vom 31. August bis 5. September der diesjährige Katholikentag statt. Wie immer, ist mit dem Katholikentag ein Vertretertag verbunden, auf dem in kleineren und geschlossenen Gruppen brennende Zeitfragen behandelt werden sollen. Die Ergebnisse dieser Arbeitstagung werden in der einzigen geschlossenen Versammlung am Vormittag des Samstag zusammengefaßt. Die öffentlichen Versammlungen am Freitag- und Samstagnachmittag werden als Parallelversammlungen abgehalten. In jeder dieser Versammlung werden zwei hervorragende Redner sprechen, so daß also das Thema des Katholikentages, Christus in der Großstadt, in insgesamt acht großen Vorträgen abgehandelt wird. Ihren Ausklang finden diese Reden dann in der Schlusssammlung, die am Sonntag nachmittag abgehalten wird.

Im Mittelpunkt des Interesses steht naturgemäß der Festgottesdienst auf dem Baldeneyr Berg, der auch in diesem Jahre wieder den Höhepunkt des Katholikentages bilden wird. Kein Platz einer Stadt ist groß genug, um die in Essen mit Sicherheit zu erwartenden 200 000 bis 300 000 Menschen zu fassen, die zusammenströmen werden, um dem eucharistischen Heiland, als dem Herrn des Himmels und der Erde, zu huldigen. So hat man den verkehrstechnisch günstig gelegenen Baldeneyr Berg gewählt, an dessen Osthang, auf der Höhe des sonst abfallenden Geländes, der Altar ein weithin sichtbares Wahrzeichen katholischen Glaubens sein wird.

Für den Sonntagabend sind für das ganze Stadtgebiet Fackelzüge vorgesehen. In mächtigen Zügen wollen Männer und Jünglinge die brennende Fackel als Symbol ihres Christenglaubens durch die Straßen von Essen tragen, und so alle Stadtgebiete an dem Katholikentag teilnehmen lassen.

Um auch die Kinder mit in die Festfeier einzubeziehen, ist eine Kinderfundgebung geplant, die am Mittwoch nachmittag stattfinden soll.

Den feierlichen Ausklang des Katholikentages wird am Montag, den 5. September, eine Wallfahrt nach Werden, zum Grabe des hl. Ludger, bilden, mit feierlicher Ausstellung des Ludgerusschreins und mit Pontifikalamt im Freien.

Der Festgottesdienst am Katholikentag. Den Gipfelpunkt der alljährlichen Katholikenversammlungen bildet stets der Festgottesdienst am Sonntag. In inni-

gem Glauben finden sich hier immer wieder Hunderttausende zusammen, um durch die Teilnahme am hl. Opfer ihrer Treue zur Kirche Ausdruck zu geben. Da der Katholikentag in diesem Jahre in Essen stattfindet, im Zentrum eines dichtbesiedelten Gebietes mit überwiegend katholischer Bevölkerung, ist mit einer außerordentlich großen Beteiligung zu rechnen. Nach den bisherigen Schätzungen werden zum Festgottesdienst 200 000 Besucher erwartet. Naturgemäß ist kein Platz einer Stadt groß genug, um die Scharen fassen zu können; man hat daher für diesen Zweck ein Gelände von 25 Morgen gepachtet, das auf dem Baldeneyr Berg gelegen ist, einem Teil jenes Höhenzuges längs der Ruhr, bis zu dem sich die Stadt Essen erstreckt. Eine Lautsprecheranlage wird Predigt und Gesang in allen Teilen des riesigen Platzes verständlich machen. Von fünf Bahnhofen, die in der Nähe des Bahnhofes liegen, und zu denen die Sonderzüge der Reichsbahn geführt werden, werden die Massen hier zusammenströmen. Unzählige werden von Straßenbahn und Omnibus heranbefördert, und Tausende und Abertausende werden aus dem inneren Stadtgebiet zu Fuß heranmarschieren. Für die glatte Abwicklung dieses Riesenvorfalls wird durch umfangreiche und weitreichende Maßnahmen Sorge getragen werden.

So wird sich am Morgen des Sonntags, des 4. Septembers, auf der Höhe der Ruhrberge, im gleichen Blick die Naturschönheiten und die industrielle Zusammenballung dieses Gebietes offenbarend, ein grandioses Schauspiel darbieten:

Oben, auf der Höhe des Geländes, der Altar, angelehnt an die natürliche Waldfülle, rings herum ein Kranz von Priestern aller Rangstufen, Bergknappen mit Schlegel und Grubenlampen, Studenten in Wägen, die Sturmschar in ihrer silbergrauen Rüstung, 1500 Mann Ehrengarde, 40 000 Mann uniformierte Sebastianus-Schützen, ringsum eine Mauer von Fahnen, auf dem Platz fliegende Banner an hohen Masten und darunter die ungezählten Scharen des gläubigen Volkes, singend und in Ehrfurcht anbetend.

Der Stand des Katholizismus in den Vereinigten Staaten. Dem neuerschienenen Catholic Directory zufolge zählen die Katholiken in den Vereinigten Staaten einschließlich Alaska und Hawaii-Inseln insgesamt 20 Millionen 236 391 Seelen. Gegenüber dem Vorjahre ist somit eine Zunahme von 21 293 Seelen zu verzeichnen, eine ganze Anzahl von Diözesen verzeichnet Verluste, also Rückgän-

Vergißmich



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 9

September 1932

50. Jahrgang

Mariä Geburt

Ave, deren heilige Empfängnis
Alle Welt befreiet von Bedrängnis:
Himmel, Erde preisen deshalb laut
Dein Entstehen schon, o Gottesbraut!

Dein Geburtstag ist auch Jubelfeier
Allen uns, denn da zerriß der Schleier,
Der bedeckte unser Nachtgefilde,
Morgenstern, vollhuldig Ebenbild!

Ave, Jungfrau, Mutter unbegattet,
Deren Demut Gottes Geist beschattet:
Was der Engel kündend dir gebracht,
Sühnt, was sündhaft wir getan, gedacht!

Ave, Jungfrauschaft, o süße Reinheit,
Unberührt von Sinnenlust, Gemeinheit;
Jesum hast im Tempel dargestellt:
Deine Lichtmeß unsre Nacht erhellt!

Ave, die den Himmel nun gewonnen,
Engel Königin voll reinster Wonnen:
Lichtgekrönt in Gottes Heiligtum
Bist du aller Schöpfung Glanz und Ruhm!

Aus dem „Parnassus Marianus“

Geschichte der Mariannhiller Mission

Zum 50jährigen Bestehen Mariannhills

Von P. Dom. Sauerland, RMM.

(Fortsetzung)

St. Josef. Die Missionsstation St. Josef liegt in Natal, etwa eine Tagereise von Maria-Ratschitz entfernt und wurde 1908 gegründet. Da mehrere katholische Familien hier wohnten, deren Zahl hier ständig wuchs, dagegen die heidnische und andersgläubige Umgebung eine stete Gefahr bedeutet, so wollte man schon seit Jahren hier einen Missionsposten errichten. Der Ankauf der Farm erfolgte jedoch erst 1908. Eingeborene Reservationen (Locations) gibt es fast gar nicht, der ganze Distrikt von 300 englischen Quadratmeilen ist in Händen von weißen Farmern, abgesehen von einigen Orten, die von Schwarzen dicht bevölkert sind. Eine ganze Reihe Katechetenstellen entstanden bald um St. Josef, doch herrscht überall die größte Armut, sodaß kaum Kostschulen errichtet werden konnten, die sonst den größten Missionserfolg aufweisen. Viel Geduld, Arbeit und Gebet sind notwendig, um das Volk katholisch zu machen. Besser steht es mit der Bevölkerung in weiterer Entfernung, die eigne Katechetenstellen besitzen, mit Notkirchen und Schulen. So ist St. Josef das geistige Zentrum und gleichsam Leuchtturm im Dunkel der Heidenmacht.

Loteni oder St. Anna. Von Clairvaux aus wurde Loteni oder St. Anna gewonnen, aber der sechs Reistunden weite, schlecht passierbare Weg verhinderte eine geregelte Missionierung. Höchstens einmal im Monat konnte ein Priester kommen und die Sakramente spenden. Im Jahre 1908 wurde endlich mit dem Bau einer Missionskapelle begonnen von zwei Brüdern, denen ein Priester zur Seite stand, der sich der Seelsorge widmete. Die Farm liegt auf einer Halbinsel des Loteni und der Glatimba, die eine Meile von dort zusammenfließen. Die Wohnungsverhältnisse zu St. Anna sind ärmlich. Missionieren kann man nur durch Besuch und Katechese in den Kraals selbst, und dahin gelangt man erst nach schwierigem Ritt. Nach Herstellung der Kirche im Jahre 1909 blieb nur der Priester und ein Bruder, der mit einem schwarzen Katechisten die Missionstätigkeit des Paters unterstützte. Bald ging es voran, mehrere Außenstationen konnten gegründet werden. Die Leute haben guten Willen. Leider sind hier die Sektierer um 50 Jahren voraus, denen meist die Männerwelt zugetan ist. Für den katholischen Missionar bleibt aber noch genug Arbeit übrig, gute Erfolge hat er bei den Heiden, denen das Christentum bisher fremd gewesen.

Triashill. Bereits 1896 wurden die ersten Versuche zur Gründung der Station Triashill im Mashonaland gemacht; leider mußte sie damals wieder aufgegeben werden infolge des Matabeleaufstandes. Abt Gerard kaufte dann im Jahre 1901 die Farm Monte Cassino, während die Missionierung in Triashill erst 1908 wieder aufgenommen werden konnte durch einen Priester und einen Bruder. Keine Neugründung hat nach dem Urteil eines bekannten Glaubensboten so hoffnungs-

voll angefangen, wie gerade diese, da gerade hier ein großer Zug zur Zivilisation durch's ganze Land geht, wie sonst kaum irgendwo in Afrika. Aus eigenem Antrieb kommen die Leute zur Kirche und Schule. Innerhalb von zehn Monaten stieg die Schülerzahl von 60 auf 300. Dabei fehlt es an allem, besonders an Missionspersonal. Bald konnten außerhalb mehrere Tagesschulen eröffnet werden, sowie die Station St. Barbara, mit der es ebenfalls schnell und rüstig voranging, hatte man doch von dort schon nach kurzer Zeit wieder Nebenstationen gegründet. In Triashill ist der Andrang zum Christentum besonders



Priesterkandidaten des Seminars für Eingeborene in Mariatal, Südafrika

groß. Zwei Jahre nach Eröffnung gab es bereits 600 Volksschüler. Vom Oktober 1910 an gibt es auch Schwestern in dieser aufblühenden Mission und damit begann auch der Unterricht für Mädchen. Wegen Priestermangel mußten selbst die Schwestern zum Katechisieren hinausziehen auf die Außenstationen, wo sie auch Nachschulen für die weibliche Bevölkerung aufstatten. Bis Ende 1914 gab es 1300 Neubefehrte. Einen noch größeren Aufschwung nahm das Missionswerk dort nach dem Kriege. Ende 1930 wurde das gesamte Missionsgebiet wieder den Jesuiten zur Weiterbetreuung übergeben. Es war eine schmerzliche Trennung; aber die wackeren Missionare, die hier mit ihrem Schweiße eine blühende Mission geschaffen, gingen mit gleichem Eifer an ihre neue Aufgabe im Betschuanaland.

Mariannhill und die Regierung. Im Jahre 1909 wollte man in Natal ein neues, sämtliche Unterrichtszweige umfassendes Gesetz einführen. Die Regierung bestimmte daher eine Kommission von zehn Mitgliedern zum Sammeln von Material und zum Besuch aller größeren Orte und Schulen. Selbstverständlich berührte diese Kommission auch Mariannhill und war äußerst erstaunt über das, was sich ihr

bot. Sehr befriedigte sie die hier befolgte Lehrmethode und zumal die Ausdehnung der Industriearbeiten. Der ungefähr im Rohbau fertigen neuen Schule zollten sie die Anerkennung, eine bessere in der ganzen Kolonie nicht gefunden zu haben. Der gestellten Anforderung konnte Mariannhill vollauf genügen.

Ein freudiges Ereignis. Am 26. Mai 1907 kehrten zwei eingeborene Primizianten von Rom, wo sie im Propagandakolleg studiert hatten, heim. Beide hatten zum Doktor der Philosophie promoviert. Dr. Julius Mkomazi, geb. 1879 aus dem Stamm der Umabele, erhielt 1896 in Lourdes (Südafrika) die heilige Taufe und begann drei Jahre später sein Studium in Rom. Der andere neugeweihte, Dr. Andreas Ngidi, geboren 1881, ging aus dem Zulustamm hervor, wurde bereits zwei Jahre früher in Centocow getauft, aber erst mit Mkomazi ins Propagandakolleg geschickt. Ein schwarzer Priester, Alois Majonga, früher Zögling der Missionschule Mariatal ist bereits seit 1903 in seiner Heimat als Missionar tätig, während der erste einheimische Eingeborenen-Priester Dr. Eduard Müller durch langes Siechtum an der Ausübung seiner priesterlichen Tätigkeit lange Zeit abgehalten wurde.

Der Heimgang des Stifters, Abt Franz. Am 24. Mai 1909 verschied der Gründer von Mariannhill und Stifter der Schwesternkongregation vom kostbaren Blut, der hochwürdigste Abt Franz Pfanner in seiner Missionsstation Emmaus. Die Leiche wurde von Vater Josef Biegner, der ihm in 30 Jahren treu zur Seite stand, nach Mariannhill überführt, während das Herz des großen Pioniers in Emmaus ruht. An der Trauerfeier nahmen teil: Bischof Dr. Delalle mit seinen Oblatenpriestern, Abt Gerard Wolpert, der Konvent von Mariannhill, eine Abordnung der englischen Regierung, da Abt Franz englischer Friedensrichter gewesen war, sowie eine große Menge Katholiken, Andersgläubige und Heiden. Seine Ruhestätte fand der teure Tote rechts neben dem Grabe des Abtes Amandus; ein schönes Standbild des Gründers erhebt sich jetzt dort unter dem großen Feigenbaum, den der Verstorbene sich schon bei Lebzeiten zur letzten Ruhestätte erkoren hatte. Abt Franz erlebte nicht mehr die Neuorientierung Mariannhills.

Erste Wege zur Verselbständigung Mariannhills. Schon lange waren die Mönche von Mariannhill und das Generalkapitel der Zisterzienser von der strengeren Observanz zur Einsicht gelangt, es sei eine Trennung zwischen Orden und Mission unvermeidlich. Die strenge monastische Ordensregel war nicht in Einklang zu bringen mit der direkten Missionstätigkeit, zumal im heißen Afrika. Deshalb sollte Mariannhill, seinem besonderen Beruf als Missionskloster, entsprechende Konstitutionen erhalten. Man wollte sich aber einem alten Orden mit feierlichen Gelübden in Verbindung mit dem Mönchs- und Missionsleben nach Regeln, die sich möglichst an die alten im sog. Reformierten Zisterzienserorden geltenden anschließen. Im September 1907 hatte das Generalkapitel, wie bereits bekannt, eine vorläufige Regierungsform der südafrikanischen Abtei gegeben; am 2. Februar 1908 erging nun vom Generalabt Dom Marre an die Mariannhiller eine Aufforderung, offen ihre Wünsche und Vorschläge darzulegen, was auf der Missionskonferenz vom 11.—18. Mai 1908 geschah unter dem Vorsitz

des apostolischen Vikars von Transvaal, Dr. W. Miller, im Auftrag der Propaganda Fide (Kongregation für die Verbreitung des Glaubens in Rom). Die gefaßten Beschlüsse legte darauf der Bischof dem apostolischen Stuhl zur Begutachtung vor. Da sich Papst Pius X. persönlich der Sache annahm und ein recht positives Votum d. i. eine Befürwortung, von der Religiösen Kongregation gegeben wurde, so konnte das Dekret über Mariannhills Selbständigkeit am 2. Februar 1909 ausgefertigt werden. Die feierliche Verkündigung fand selbst erst am 28. Juli statt. Mariannhill war nun vom Mutter-Orden getrennt und zum Mittelpunkt einer selbständigen Missionsgesellschaft erklärt, deren Mitglieder durch ewige, aber einfache Gelübde sich binden. Nur jene



Kleriker-Noviziat St. Paul 1931/32

Mönche, die bereits vorher die feierlichen Gelübde abgelegt hatten, konnten ihre Privilegien behalten. Zwischen dem alten Orden und der jungen Kongregation blieb nur eine geistige Gütergemeinschaft bestehen. So war für Mariannhill eine Schwierigkeit beseitigt, die sich immer fühlbarer gemacht hatte: Die Zerstreuung der Mönche auf zahlreiche Missionsstationen, die schweren Forderungen an die Lebensweise durch das tropische Klima, denen viele erlagen.

Mariannhill wird Propstei. Künftig unterstand Mariannhill direkt dem Apostolischen Stuhl, seine Kirche wurde zur Kollegiats- oder Stifts-Kirche erhoben, deren Vorstand den Titel Propst führte. Diesem war die Gesamtleitung des Klosters und aller Filialen übertragen. Im Auftrag des Apostolischen Stuhles wurde zum ersten Propst der frühere Abt Gerard Wolpert ernannt, dem ein Rat von 6 Dekanen und ein Gesamtkapitel zur Seite gestellt wurde. Neue Konstitutionen waren von diesem Generalkapitel endgültig auszuarbeiten. Die neue Regel war dem Missionswerk der Kongregation anzupassen, weshalb außer den in Mariannhill weilenden Priestern niemand verpflichtet wurde,

dem ganzen Chorgebet beizuwohnen. Vorgeschieden war nun das römische Missale. Im Jahre 1913 legte der Propst dem Apostolischen Stuhl persönlich die neuen Konstitutionen zur Approbation vor, die definitiv erfolgte am 24. Juni 1914. Von nun an erhielt die Mariannhiller Kongregation, deren offizieller Titel lautete „Ordensmissionare von Mariannhill“, Religiosi Missionarii de Mariannhill (RMM.), einen Generalsuperior mit vier Generalräten, die auf die Dauer von 6 Jahren gewählt wurden.

R. M. M. Jetzt zerfiel die Genossenschaft in zwei Klassen von Mitgliedern, in die der Priester und Theologen einerseits, und die der Konversbrüder andererseits. Die erste Klasse hat nach einjährigem Noviziat die einfachen Gelübde, zunächst für drei Jahre, dann bis zur Subdiakonatsweihe, endlich auf Lebenszeit abzulegen; die Konvers- oder Laienbrüder sind als Postulanten erst ein volles Jahr zu prüfen, erhalten dann das Ordenskleid mit zweijährigem Noviziat, worauf die zeitlichen, später die ewigen Gelübde folgen. Den neuen Konstitutionen dient die Regel des hl. Benedikt zur Grundlage, doch wurden einige von Rom besonders approbierten Erklärungen hinzugefügt, die Rücksicht nehmen auf die besondere Missionstätigkeit und zugleich die Lebensweise nach Art anderer Missionsgenossenschaften regeln. Vize-tator der neuen Kongregation war anfangs Bischof Müller, seit 28. September 1910 übernahm dies Amt der Apostolische Vikar von Natal, Msgr. Delalle. Damit war die wesentliche Neuordnung abgeschlossen zum Segen für das Missionswerk. Die Auswirkungen indessen wurden von dem hereinbrechenden Weltkrieg jählings unterbrochen und konnten erst nach dessen Beendigung zur vollen Entfaltung gelangen.

(Fortsetzung folgt).

Orland, die Zufluchtsstätte des katholischen Glaubens

Von P. W. J. Leeson,
Leiter des südafrik. Pilgerkomitees zum eucharist. Kongreß in Dublin

Wenn wir den Zug der römischen Legionen verfolgen, werden wir für die Beurteilung des europäischen Lebens, für die Zugehörigkeit zu den einzelnen Stämmen, sowie für ihre Ausdehnung und die Grenzen der verschiedenen Rassen in frühester Zeit sehr wichtige Anhaltspunkte finden.

Diese alten Heeresstraßen sind uns lieb und teuer; denn nach dem Durchmarsch der kaiserlichen Legionen zogen die unbewaffneten Soldaten Christi denselben Weg entlang, um das Evangelium des Herrn zu verkünden. Wir sehen sie auf denselben Pfaden, wie jene als Herolde der weltlichen Macht, so diese als Herolde des Reiches Gottes. Die Wege, die die Alten bauten für einen edlen, aber weltlichen Zweck, die vom Klirren der Lanzen und Speere wiederhallten, wurden später beschritten von den demütigen, aber tapferen und heroischen Verteidigern der christlichen Wahrheit, die von echter Liebe zu Gott beseelt, stets bereit waren, ihr Leben für ihren Glauben zu lassen.

Die römischen Heerstraßen durchzogen Gallien und Britanien, sie führten vom Tiber bis zum Grampiangebirge. An der Irischen See erreichten sie ihr Ende. Die römischen Legionen setzten nie von Britanien nach Irland über. Dieser letzte westliche Außenposten Europas hörte nie den Marschschritt der Legionen und sah auch nicht die großen quadratischen Heereslager der Prokonsuls.

Keine Römerstraße wurde in Irland entdeckt, die Zeugnis gäbe von einer römischen Besitzergreifung des Landes, sei es auch nur vorübergehend. Die ersten Missionare konnten demzufolge Irland nicht betreten; denn es gab keinen Weg, auf dem man Zutritt zu dieser Insel erlangen konnte.

Dies ist der wirkliche Grund, warum Irland nicht von den bittersten Kämpfen heimgesucht wurde, die in so vielen Gegenden Europas zwischen den wilden, barbarischen Volksstämmen und den wohlgeschulten römischen Legionen ausgetragen wurden. Die irischen Häuptlinge hatten sehr wahrscheinlich eine Ahnung hinsichtlich der neuen Macht, die in Britanien auftauchte; denn sie sollen auch in die Kämpfe der Briten mit den Römern eingegriffen haben, als diese vom Kontinent nach Britanien übersehten und ins Innere des Landes vordrangen. Nur so konnten sie Kenntnis erhalten von dem neuen und außergewöhnlichen König, der schon große Scharen in seinen Dienst gestellt hatte, ein König ohne Waffen, so ganz ohne äußere Zeichen seiner Macht, dessen Stärke in der Schwäche seiner Nachfolger beruhte, dessen Ruhm verborgen war unter den Menschenkindern, die schlicht und arm dem armen Jesus folgten.

Im Jahre 432 kam Patrick nach Irland und wurde zum Apostel dieses Landes, zum Herold der hl. Eucharistie. Patrick eroberte Irland für den König der Könige, für den verborgenen Gott im Tabernakel und seit dieser Zeit hat es Irland nie in der Treue zu diesem König fehlen lassen.

Die grüne Insel ist seitdem zu einem Land der Heiligen geworden. Wieviel Märtyrerblut heiligte den Boden Irlands, wie zeigte sich die Treue dieses Volkes zur hl. Kirche, das alle Opfer brachte und sich lieber knechten ließ, als dem himmlischen König die Treue zu künden. Und ist nicht gerade die Liebe und Treue der Iren zu ihren Priestern sprichwörtlich geworden bis in unsere Tage?

Irland hat nicht nur die kostbare Gabe der hl. Eucharistie dankbar empfangen, sondern es zeigte sich auch derselben würdig durch die Verbreitung des Glaubens in der ganzen Welt.

Irische Missionare zogen hinaus in alle Länder, in denen das Licht des Glaubens noch nicht leuchtete. Die Begeisterung dieser Glaubensboten wurde immer hochgehalten durch den Glauben ihrer Mitbrüder in der Heimat. Dort blühten Klöster und Kirchen, und Schulen wuchsen aus dem Boden; in den Kirchen wurde der eucharistische König angebetet, in den Schulen wurde das Geheimnis der wirklichen Gegenwart des Herrn gelehrt.

Diese Schulen waren nicht nur für Iren da. Viele Schulen auf dem europäischen Festlande waren von den räuberischen Horden eines Attila oder eines Genferich dem Erdboden gleichgemacht worden, ihre Schüler waren zerstreut, ihre Lehrer gefangen oder erschlagen. Der ganze Kontinent seufzte damals unter der Herrschaft des Schreckens.

Irland allein, noch unbekannt den römischen Eroberern und deshalb auch nicht in den Zerfall des römischen Weltreiches miteinbezogen, blieb als letztes fernes Bollwerk unberührt von den feindlichen Horden. Von hier aus wurde denn auch in der Folge die christliche Kultur weithin verbreitet. Deshalb strömten auch von allen Teilen der zivilisierten Welt Studenten nach Irland, von der Lombardei und von Gallien, von Germanien und Britanien; denn die irischen Schulen hatten Weltruf.

Die Schulen von Armagh und Clonmagnoise und Bangor hießen diese fahrenden Scholaren willkommen und nahmen sie mit großer Gastfreundschaft auf. Die Iren freuten sich der Freiheit ihres Landes und sie waren auch keinem anderen Land tributpflichtig. Sie teilten großmütig von ihren Gütern an die Fremden aus.

Von Jahr zu Jahr wuchs die Zahl der Studenten an den irischen Schulen und Jahr für Jahr sandte sie Irland wieder heim, wohlversorgt mit den Bedürfnissen des Leibes, aber nicht minder vertraut mit griechischer und römischer Kultur, deren Geistesgut von den irischen Klerikern behütet und weitergelehrt wurde.

Die Besucher Irlands verließen die gastliche Insel mit einem Schatz, kostbarer als alles andere — mit dem Glauben eines Patrik, der der Glaube des hl. Petrus war. Mit dem Geiste, der an diesen Schulen blühte, zogen viele Iren hinaus zu anderen Völkern, um ihnen den Gott in der hl. Eucharistie zu verkünden.

Es ist also recht und gerecht, an den alten Ruhm unseres heiligen Glaubens zu erinnern. Ruhmbolle Seiten wurden in der Folgezeit beschrieben von dem Eifer der irischen Missionare und vom Blut seiner Märtyrer im eigenen und fremden Land.

Somajuba

Vom Heidentum zum Begründer einer Missionsstation

Von P. Cyprian Ballweg, Rektor, Pius-Seminar, Würzburg

Es ist ein großes Geheimnis um das Wirken der göttlichen Gnade in den Menschenherzen. Dies zeigt sich im Leben jedes einzelnen Menschen und bei manchen tritt es besonders stark hervor und erfasst den ganzen Menschen und lenkt seinen Lebensweg in ganz neue Bahnen.

Dies lehrt uns auch die Geschichte des Somajuba. Sie soll uns zeigen, wie ein Kind im Heidentum aufwächst und erzogen wird und wie es zum Manne herangereift, den Weg zum Christentum fand.

Somajuba wurde um 1888 geboren. Die Schwarzen haben keine Schrift, wissen daher auch in späteren Jahren nicht mehr genau das Alter. Sie geben es nach wichtigen Zeitereignissen an, z. B. zur Zeit der Rinderpest. — oder im Jahr, als die große Heuschreckenplage kam, — oder im Jahr, wo dieser oder jener Krieg geführt wurde, zur Zeit dieses oder jenes Oberhäuptlings, z. B. Shakas, Dinganes usw. Danach kann man die Jahre mehr oder weniger genau bestimmen.

Gleich nach seiner Geburt wurden die gewöhnlichen Bräuche, wie sie bei den Heiden üblich sind, vollzogen. Das Kind wurde mit Medizinen, die hauptsächlich von Tierfetten stammen, beräuchert. Es sind noch andere



Mariä Geburt

Zeremonien damit verbunden, die von einem Eingeborenen-Doktor ausgeführt werden müssen, der dafür seinen Gehalt erhält. Gewisse medizinische Kräuter werden in ein mit glühenden Kohlen gefülltes irdenes Gefäß geworfen und das Kind wird sodann in den aufsteigenden Rauch gehalten. Dies geschieht alle Tage bei Sonnenaufgang und wird fortgesetzt, bis das Kind ein halbes Jahr alt ist. Dann werden ihm gewisse Wurzeln mit Stücken von Schaf- und Ziegenfellen um den Hals gebunden, um das Kind vor den Einflüssen der bösen Geister zu schützen.

Die Schwarzen glauben nämlich, die Mutter könnte durch eine Zaubermedizin, die auf den Weg gestreut worden war und über die sie hinwegging, sich eine böse Macht oder Krankheit zugezogen haben, die aufs Kind übergegangen ist. Davon wird es durch die Veräucherung und die umgehängten Medizinen geheilt.

Bei Somajuba wurden noch besondere Zeremonien angewandt. Er wurde an einen Platz gebracht, an dem der Blitz in den Boden geschlagen hatte. Dort wurden noch verschiedene Zeremonien vorgenommen, um das Kind gegen alle Gefahren zu schützen.

Auch Vater und Mutter mußten sich verschiedenen Zeremonien unterziehen. Die Mutter mußte sich, wie es bei den heidnischen Müttern üblich ist, verschiedenen Speisen, vor allem der Sauermilch enthalten. Nun sollte das Kind auch einen Namen bekommen. Der Vater kam eben von auswärts heim, als ihm die Mutter die Ankunft des neuen Familienmitgliedes meldete. „Willkommen, Somajuba“, rief der Vater aus und nahm das Kind in die Arme. Er hatte nämlich beim Vorübergehen an einem seiner Felder wilde Tauben wegzujagen müssen und deshalb nannte er seinen Sohn Somajuba = „Taubenbub“, weil er noch an die bösen Tauben auf seinem Felde dachte.

Bei den Heiden werden die Kinder gewöhnlich nach irgend einem Ereignis benannt, das bei der Geburt eines Kindes oder kurz nachher eintritt. So wurde um 1882 viele Kinder in der Nähe von Mariannhill „Roma-Roma oder „Roma“ genannt; denn die Mariannhiller Patres und Brüder nannte man bei ihrem Erscheinen in Südafrika „ama Roma“ = Römlinge. Männer, die diesen Namen tragen, können also in diesem Jahre mit unserer Genossenschaft ihren 50 jährigen Geburtstag feiern.

Somajuba wurde von Vater und Mutter mit gleicher Freude begrüßt. Die natürliche Liebe zum Kind ist bei den Schwarzen noch groß. In dieser Hinsicht gilt unbedingt das Wort eines Missionars: „Da sind unsere Schwarzen doch noch bessere Menschen. Mögen sie noch so arm sein, die Geburt eines Kindes ist immer willkommen und wären es noch so viele, je mehr, desto lieber. Wo zehn essen, da reicht es auch noch für elf“, sagt er.

Somajuba wurde nicht verzogen und mußte mit der Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse zufrieden sein. Als Wiege diente ihm der Rücken der Mutter oder seines größeren Schwesterchens, manchmal auch seines älteren Bruders. Wenn die Mutter zur Arbeit ging, nahm sie ihren Liebling auf dem Rücken in ein Tuch gebunden mit. Auf dem Felde breitete sie dann einen Sack oder eine Strohmatte auf die Erde, schob ein Tuch unter das Köpfchen und deckte den Kleinen mit einer Decke zu. Und Somajuba schlief gerade so, wie die weißen Kinder in ihrem Bettchen. Und wenn er ausgeschlafen hatte, schrie er, bis die Mutter kam, den hungrigen Schreihals befriedigte, und ihn dann auf den Rücken band.

Die Kinder werden fast ausnahmslos von der Mutter mit der Muttermilch ernährt und nach altem heidnischem Brauch sehr lange, bis zu 2 Jahren. Allerdings bekommen sie auch schon Maisbrei dazu, der mit Milch angemacht wird. Der Brei wird dem Kinde geradezu hineingestopft und wenn es schon längst satt ist, wird immer noch gestopft. Und damit es wieder Platz gibt, wird schließlich das Kind auch mal auf den Boden gestaut.

Unser Somajuba mußte auch oft solche Prozeduren über sich ergehen lassen und dann kam der schwarze Mediziner, um ihn wieder zu kurieren. Doch ihm ging es besser, wie leider so vielen seiner Stammesgenossen, die vor lauter Medizinschlucken und Überfüttern erst recht krank wurden. Er überstand all diese Kuren gut während der ersten Lebensjahre und es kam die Zeit, da auch er die ersten Schritte wagen durfte.

Wie alle seine Stammesgenossen, so lief auch Somajuba in den Knabenjahren in der landesüblichen Kleidung, einem Lappen aus einem Fell geschnitten, einher und tummelte sich im Sand und spielte und raufte mit den anderen Knaben. Sein einziges Spielzeug war eine Blechbüchse, dazu Steinchen, Sand und Lehm. Und damit war er zufriedener und glücklicher, wie so manches Herrschaftskind, dem alles Spielzeug zur Verfügung steht.

Mit ungefähr 8 Jahren lernte Somajuba Fechten mit Stöcken. Das war das schönste und beliebteste Spiel. Mit dem Stock in der Rechten schlug er kräftig zu und parierte die Hiebe des Gegners mit dem anderen Stock in der Linken. Mit der Zeit erwarb er sich darin große Fertigkeit und die beiden Stöcke wurden seine treuen Begleiter. Galt es doch auch für den Fall der Not sich zu verteidigen. Bei den Schwarzen wird die verlorene Ehre mit dem Stock wieder zurückgeholt und das kommt doch bei kleinen Buben oft vor. Prügeleien und gegenseitige Kämpfe, auch im Ernst, waren gar nicht so selten. Aber verletzt wurde dabei niemand, da ja auch schon die Knaben gut parieren konnten.

Viel Zeitvertreib brachte Somajuba auch die Jagd, besonders auf Mäuse. Oft verbanden sich die Knaben der umliegenden Hütten zu einer großen Mäusetreibjagd. Da mußten wieder die Stöcke herhalten und dann gab es nachher ein leckeres Mahl. Eine bestimmte Mäuseart wird im Feuer geröstet und gegessen und auch Somajuba tat sich da gutlich.

Aber nicht nur Mäuse werden mit dem Stock erlegt, auch Vögel werden mit sicherem Wurf aus der Luft herabgeholt und verzehrt.

Einen besonderen Reiz gaben für Somajuba die Jagdabenteuer ab, die er im Kampf mit den Schlangen erlebte. Da kannte er keine Furcht, wenn die giftigen Nattern sich zum Angriff stellten. Mit sicherer Hand schleuderte er den Stock oder einen Stein und keine Schlange, die ihm über den Weg kam, war vor ihm sicher. Manchmal war es ja recht gefährlich, weil auch er immer barfuß lief und so gegen Schlangen, die im Gras verborgen lagen, nicht geschützt war.

Somajuba war ein recht wilder, mutiger Bursche, der bei allen Abenteuern dabei war. Später hat er als Christ noch manche Schlangenhaut nach Mariannhill gebracht, wo sie zu Leder verarbeitet werden, aus dem dann Schuhe, Brieftaschen, Geldbörsen, Riemen usw. gefertigt werden.

Auch dem Fischfang oblag Somajuba gerne und oft saß er mit der Angel am Flußufer und wartete geduldig auf den feinen Leckerbissen, den der Fisch abgab. Ebenso war er ein geschickter Schwimmer und plätscherte oft stundenlang im Wasser.

Mäuse- und Vogeljagd lieferten das Fleisch, das bei den Schwarzen seltener ist. Wenn nämlich geschlachtet wird, muß das Fleisch schnell auf-

gegessen werden, da es sich bei der Hitze nicht gut aufbewahren läßt. Das waren für Somajuba frohe Festtage, wenn der Vater einmal einen Ochsen schlachtete. Da kam dann die gesamte Nachbarschaft zum Festschmaus, bis der ganze Ochse verzehrt war. Dafür gab dann der Nachbar später ein ähnliches Festgelage. Aber solche Zeiten waren höchst selten. Die Hauptnahrung blieben Mais, Bohnen und eine Art Kartoffel. Die bei uns bekannte Kartoffel wurde erst eingeführt und wird noch nicht häufig von den Schwarzen angebaut.

Mit 10 Jahren mußte Somajuba auch das Vieh hüten. Aber es blieb ihm immer noch Zeit genug zur Mäuse- und Vogeljagd und zu allerhand Unfug. Auch das Melken mußte er besorgen. Die Kuh wird dabei an einen Baum gebunden und wenn sie recht störrisch ist, werden ihr noch die hinteren Beine geknebelt. Somajuba wußte sie schon zu bändigen.

Mit der Feldarbeit gab sich Somajuba nicht ab; das überläßt der Schwarze der Mutter und den Schwestern. Aber das Fuhrwerk besorgte er gerne. Wenn es darauf ankam, mit Ochsen zu fuhrwerken und zu hantieren, da war er gerne bereit. Das Unkrautjäten war von altersher Frauenarbeit und des Mannes nicht würdig. Aber schon zu Somajubas Zeiten hatte die Not auch Knaben und Männer angetrieben, bei der Feldarbeit mitzutun.

Als kräftiger Bursche mußte Somajuba auch beim Hüttenbau sich beteiligen, und mit dem Vater das Holzwerk aufstellen und das Flechtwerk besorgen, sowie die Speicher für die Ernte bauen. Die Eingeborenen errichten nämlich auf Pfählen kleine Häuschen, in denen der Mais und die Bohnen geborgen werden, damit sie vor Regen und Feuchtigkeit geschützt sind. Scheunen kennt der Schwarze keine.

Somajuba war ein recht mutwilliger, zu allen Streichen aufgelegter Junge, doch war er auch wieder gutmütig. Vor allem hat er seinen Eltern immer Achtung entgegengebracht. Das war früher selbstverständlich, aber seit viele Burschen mit den Europäern, besonders in den Goldminen von Johannesburg, zusammenkommen, schwindet diese Ehrfurcht den Eltern gegenüber mehr und mehr.

Daß mit dem Alter auch die früheren Vergnügungen und Spiele wegfielen und anderen Platz machen mußten, war auch bei Somajuba selbstverständlich. Sein Hauptgeschäft in der freien Zeit bestand im Herumstreichen, Bussieren und Musizieren. Vor allem liebte er die Musik und den Tanz.

Die Musikinstrumente der früheren Zeit waren sehr einfach: ein Bogen mit einem ausgehöhlten Kürbis und darüber eine Sehne gespannt. Somajuba wußte sich, wie viele seiner Stammesgenossen, eine Mundharmonika zu verschaffen und später brachte er es gar zu einer Ziehharmonika. An das Zitterspiel wagte er sich jetzt noch nicht heran, obwohl schon viele hierin ihre Kunst zeigten. Ihn ermüdete es nicht, immer wieder dieselben einfach schlichten Melodien zu singen und zu begleiten.

Auch beim Tanz stellte Somajuba seinen Mann und zeigte dabei große Kraft und Gewandtheit. Es ist ja sehr schwer, einen Begriff vom Tanz der Schwarzen zu bekommen; man müßte wenigstens die Bewegungen sehen. Ihr Tanz unterscheidet sich von dem der Weißen sehr und zwar recht vorteilhaft. Paarweise zu tanzen, kennt man nicht.

(Schluß folgt).

Afrikanische Musik

Von P. Bernhard Huß

Durch das Zusammentreffen der westlichen Kultur mit der schwachen Bantukultur, sind Kunst und Gewerbe, so wie es ursprünglich bei den Bantus in Blüte stand, immer mehr herabgesunken und geschwunden und einige Künste sind praktisch gänzlich ausgestorben. Eine dieser vernachlässigten Künste ist die Musik der Afrikaner.

Die Afrikaner hatten patriotische Lieder, Lieder für verschiedene Zeremonien bei der Ahnenverehrung, Wiegenlieder, Lieder für die Arbeit,



Rapuzinerinnen und Franziskaner aus Deutschland in der Mariannhiller Mission. Die Schwestern halten die „Ewige Anbetung“.

Jagdlieder, Liebes- und Hochzeitslieder, Lieder zum Tanze und Kriegslieder. Die westliche Musik der verschiedensten Art hat die zivilisierte Klasse der Afrikaner so sehr beeinflusst, daß sie gar nicht mehr für ihre ursprünglichen Volkslieder Sorge tragen. Und während sie früher ihre eigenen einfachen und rohen Musikinstrumente von Schilfrohr, Flaschenkürbissen und aus Holz selbst verfertigten, kaufen sie jetzt Mund- und Ziehharmonikas und sogar Grammophone, sodaß gerade die letzteren Apparate, welche es uns ermöglichen, afrikanische Musik zu erhalten, sie tatsächlich erstickt.

Im Jahre 1929 lud eine Grammophongesellschaft Herrn Reuben Caluza ein, einen berühmten afrikanischen Komponisten und früheren Mariannhiller Schüler, mit einem kleinen Chor nach London zu kommen, um seine eigenen Lieder und andere afrikanische Gesänge auf Grammophonplatten aufzunehmen. 1930 ging nun Reuben Caluza mit 4 anderen Eingeborenenjünglingen und 4 Eingeborenenmädchen nach London und die Gesellschaft hat insgesamt 120 afrikanische Lieder aufgenommen, viele derselben von Herrn Caluza komponiert.

Nach Erledigung ihrer Aufgabe kehrten die Mitglieder des Chores nach Südafrika zurück, während der Leiter und Komponist, Reuben Caluza, weiterreiste nach Amerika an die Musikschule für Neger im Hampton (Virginia), wo ihn P. Bernh. Guß von Mariannahill während seiner Studienreise durch Amerika einen Freiplatz besorgt hatte, damit er dort einen vierjährigen Lehrgang in Musik durchmache.

Ein weiteres Zeichen des wachsenden Interesses an der afrikanischen Musik, ist die Tatsache, daß Professor P. R. Kirby von der Johannesburger Universität bestimmt hat, Nachrichten zu sammeln für einen vollständigen Überblick über die Musik und musikalische Gepflogenheiten der Eingeborenenrassen Süd-Afrikas. Ein eigenes Museum für afrikanische Eingeborenemusik ist im Entstehen und zwar an der Universität Johannesburg und Muster von allen Musikinstrumenten werden gesammelt.

Prof. Kirby erklärt, daß die Unterschiede im Material, in der Herstellung und verschiedenen Einzelheiten in der Konstruktion ähnlicher Instrumente, wie man sie in verschiedenen Teilen des Landes findet, daß diese Einzelheiten uns den Schlüssel zu den Wanderungen der schwarzen Rasse geben können, der dann auf ihre früheren Wohnsitze und ihre Stammeszugehörigkeit schließen läßt. Ja er glaubt, daß das Studium der musikalischen Fortschritte des primitiven Volkes, wie es sich zum Beispiel südlich des Sambesi findet, beträchtliches Licht auf den Ursprung einiger bedeutender musikalischer Betätigung der Europäer in frühester Zeit wirft und daß die Leistungen der klassischen Griechen auf diesem Gebiete analog dieselben waren, wie die der Bantu von heute.

Im Jahr 1931 wurde von den Eingeborenen der südafrikanische Bantu-ausschuß für Musik gebildet, der die folgenden Ziele aufstellte: Das den Bantu angeborene Talent für Musik zu wecken, Liebe und Interesse für die heimische Musik zu fördern, alte Bantu-Volksgesänge zu sammeln und zu erhalten, Bantu-Komponisten zu unterstützen und ihnen zu helfen, daß sie ihre Kompositionen veröffentlichen können, ferner musikalisch talentierten Bantuschülern finanziell beizustehen, wie auch Konzerte zu veranstalten und musikalische Wettbewerbe. Die vom Himmel stammende Gabe der Musik wollen sie gebrauchen zur Ehre Gottes und zur sozial-kulturellen Verbesserung und Vervollkommenung und zugleich Propaganda machen für die Errichtung einer Bantu-Akademie für Musik.

Die Eingeborenen schätzen nun die Leitung und Erziehung durch die Missionare von früher und in der jetzigen Zeit und sind nun entschlossen, ihre eigenen Erfolge auf dem Gebiet der Musik zu erringen.

Im Februar 1932 wurde in der Stadthalle in Durban ein Probekonzert für Klavier abgehalten, an dem sich Europäer, Inder, Farbige und Eingeborene beteiligten. Ein Eingeborenenmädchen, Viktoria Mpanga, sicherte sich den ersten Preis mit 88 bei 100 Punkten.

„Je stärker der Glaube und die Liebe des Katholiken ist, desto mehr schmerzt es ihn, wenn andere den wahren Glauben nicht haben, desto mehr ist es ihm eine Herzenssache, auch anderen das hohe Gut des wahren Glaubens mitzuteilen.“
Alban Stolz

Lebensreise

Das ist der Herbst:

Ein Leuchten tief und schwer in tausend Farben;
Ein Geben und ein Schenken ohnegleichen,
Der Ernte froher Lohn in goldnen Garben,
Glückselig Früchteschau'n und Früchtereichen.

Das ist der Herbst:

Ein Rufen ernst und still, als wie ermüden
Nach Frühlingsjubel und nach Sommerreifen —
Ein dankbar Heimwärtsgehn im Abendsfrieden,
Ein Staunen und tiefinnerlich Begreifen.

Das ist der Herbst:

Wenn deine Hände tragen
Des Lebens reife Frucht wie Erntesege
Und deine Seele ohne Klagen, ohne Zagen
Im Lichte heimwärts geht auf Gottes Wegen.

H. Thielen.

Cecil Rhodes

Von P. Franz Schimlek, RMM.

Wohl den gewaltigsten Einfluß auf das südafrikanische Wirtschafts- und Staatsleben hat Cecil Rhodes ausgeübt. Er, „der ungekrönte Imperator Südafrikas“, der stärkste Vertreter der neuzeitlichen Geldwirtschaft in diesem Lande, brachte es zu dieser Höhe durch eigene Kraft und Arbeit.

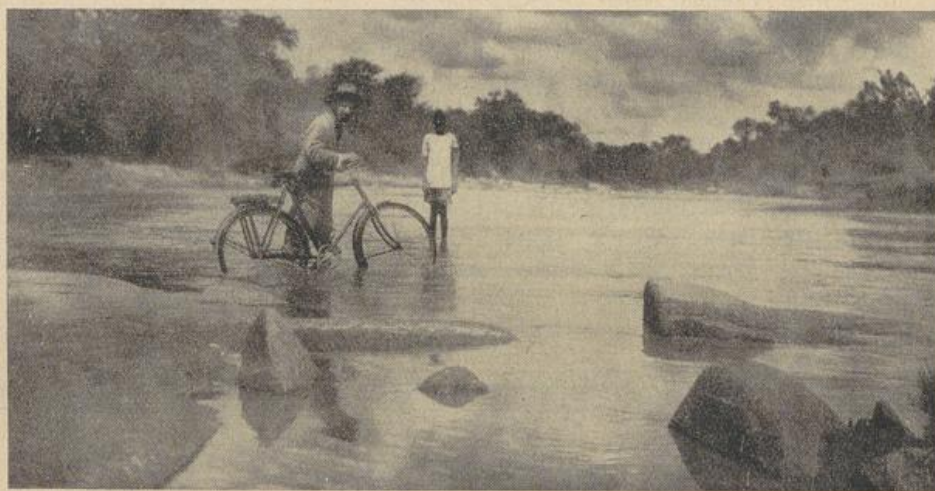
Er wurde 1853 als Sohn eines anglikanischen Geistlichen in Hertfordshire in England geboren und war von seinen Eltern für den geistlichen Beruf bestimmt. Er selbst wäre es auch gerne geworden, doch seine schwache Gesundheit hinderte ihn an der Vollendung seiner Studien. Als er 16 Jahre alt war, wurde sein Zustand so bedenklich, daß nach der Aussage der Ärzte der Lungenkranke höchstens noch 6 Wochen leben könne, in der trockenen Luft Südafrikas vielleicht noch 6 Monate. Seine weinenden Eltern schickten ihn darum nach Natal, wo ihr älterer Sohn eine Farm besaß. Sie hatten keine Hoffnung auf Genesung des kranken Knaben. Das herrliche Klima brachte aber Tausenden von Schwindsüchtigen nicht nur Linderung in ihrem Leiden, sondern auch Heilung. Auch der totkranke Cecil wurde hier wieder hergestellt. Er sehnte sich nun nicht zurück nach dem nebeligen England, sondern blieb in Südafrika.

1871 erfuhr er, daß man in Kimberley Diamanten gefunden habe. Sofort eilte der junge, unternehmungslustige Mann dorthin und Tag für Tag sehen wir ihn mit den Glücksuchern in den Diamantengruben arbeiten und

den Boden nach den kostbaren Steinen durchwühlen. Er hatte Glück bei seiner Arbeit, noch mehr Glück bei seiner Spekulation an der Börse. In kurzer Zeit zählte er zu den Millionären Südafrikas.

Endlich fühlte er sich reich und gesund genug, um wieder in Oxford in England als Untergraduierter das Studium aufzunehmen. Doch bevor er seine Heimreise antrat, machte er eine achtmonatliche Wanderung durch Transvaal und Betschuanaland. Er beobachtete Land und Leute, las die Schriften Mark Aurels und Aristoteles und träumte von einer gewaltigen südafrikanischen Union unter britischer Herrschaft.

Dann kehrte er in die Heimat zurück. Doch schon 1873 war er wieder in Südafrika, denn sein altes Leiden hatte sich wieder erneuert und eine Besserung war nur in der Sonne Afrikas zu erwarten.



Hochw. P. Altwanger auf Missionstour im Embakwesfluß im Betschuanaland

In der Entdeckung der Goldfelder Transvaals sah er wieder eine Gelegenheit, seinen Reichtum und seinen Einfluß zu vergrößern. Es war für ihn, den Erfahrenen ein leichtes, in Johannesburg der erste Mann an Reichtum, Macht und Geist zu werden. Bald stand er auch als Ersterminister an der Spitze der Kapkolonie.

Doch in allen Wandlungen und Änderungen seiner Lebensverhältnisse blieb eines bei ihm konstant, die Treue zu England und der Gedanke an eine britisch-südafrikanische Union. Er kannte auch den Weg, auf dem letzteres verwirklicht werden konnte. Er ließ sich von England die Erlaubnis zur sogenannten Chartered-Company (britisch-südafrikanische Gesellschaft) geben, an der die höchstgestellten Männer England beteiligt waren. Durch diese Erlaubnis der englischen Regierung erhielt er das Recht der selbstständigen Verwaltung und Ausbeutung aller von ihm erworbenen Länder. Da er englischer Staatsbürger war, so wurden alle seine Gebiete von selbst Teile des britischen Weltreiches.

Gewiß gab es auch Schwierigkeiten bei der Erwerbung des Landes, doch seinen Millionen, die er für sein Werk zur Verfügung stellte, widerstand selten einer. So entstand nach und nach die gewaltige englische Kolonie Rhodesia. Sie wird umgrenzt von Transvaal, Betschuanaland-Protektorat, Deutsch-Südwestafrika, Angola, Belgisch-Kongo, Deutsch-Ostafrika, Britisch-

Njassaland und Portugiesisch-Ostafrika (Mosambik). Seine Fläche beträgt 1 138 450 qkm, meist Hochland (1600—2000 m) mit ziemlich gemäßigtem Klima, 1 866 587 Einwohner; sie wird durch den Sambesi geteilt in Nord-Rhodesia und Süd-Rhodesia.

Beide Teile haben heute Selbstverwaltung, nachdem sie bis 1923 von der britischen Südafrikagesellschaft verwaltet worden waren. Die Einfuhr belief sich 1921 auf 6, die Ausfuhr (besonders Asbest, Kupfer, Blei, Tabak, Häute, Tiere, Korn und Mehl) auf 4,8 Millionen Pfund Sterling. Eisenbahnen 3971 Kilometer. Hauptorte sind in Süd-Rhodesia Salisbury (1700 Weiße), und Bulawayo (5200 Weiße); in Nord-Rhodesia ist Livingstone Hauptort. Bei Abercon in Nord-Rhodesia streckten 1918 unsere ostafrikanischen Truppen die Waffen; bei Brokon Hill sind bedeutende Bergwerke. (Dr. Genius, Geograph. Handbuch).

Auch die südafrikanische Union kam wohl hauptsächlich auf das Betreiben Cecil Rhodes zustande, doch erst lange nach seinem Tode.

Gewaltiges leistete Cecil Rhodes, doch nicht ohne Aufwendung ungeheurer Mittel. Seine Taten ließen die ganze Welt aufhorchen, alle Blicke richteten sich nach Südafrika, und bewunderten das zielbewußte Streben des mächtigen Emporkömmlings. Doch bei all dem übersah man, daß viel Schweiß, viele Tränen und auch viel Blut unter dem eisernen Griff des despotischen Mannes fließen mußte. Besonders wenn wir daran denken, daß das in ganz Südafrika gefürchtete Matabelereich ein gewaltsames Ende fand und letzten Endes auch die Burenrepubliken Südafrikas aufgelöst wurden, wenngleich Rhodes ihr Ende nicht mehr erlebte. Er starb 1902; zwei Monate vor dem Frieden von Pretoria, auf dem der Sieg Englands über die Buren erklärt wurde.

Doch es ist nicht unsere Aufgabe, darüber Gericht zu sitzen, sondern unsere, der Mariannhiller Missionare, Pflicht ist es, den Teil Rhodesias, der uns als Mission Bulawayo übertragen ist, mit der Lehre des Friedenskönigs Christus bekannt zu machen und alte Wunden, die vielleicht heute noch bluten, zu pflegen und zu heilen.

Die Nachwelt hat dem Manne, der sich in seinem späteren Leben nicht mit Plane einer britisch-südafrikanischen Union begnügte, sondern ein „britisches Afrika vom Kap bis Kairo“ anstrebte, in Bulawayo ein Denkmal gesetzt. Sein Leib ruht in einem einsamen Grabe inmitten der unwirtlichen Felsgesteine der Matoppo-Berge.

Edison und die Negerfrage

Von P. Franz Schimlek, RMM.

Der erst kürzlich verstorbene Erfinder Edison sah sich oft im Leben veranlaßt, gegen den Strom der hergebrachten menschlichen Ansichten zu schwimmen. Er tat es mit einer Ruhe und Selbstverständlichkeit, wie sie eines so genialen Geistes würdig war. Auch die Ansichten der heutigen Gesellschaft hielt er für keine Dogmen, sondern setzte sich dort, wo er es für richtiger hielt, gelassen darüber hinweg, ohne sich um das Rasonieren der öffentlichen Meinung zu kümmern. Auch in seiner Stellungnahme zur Negerfrage, die in Nordamerika ebenso wie in Südafrika zu den Hauptproblemen des öffentlichen Lebens ge-

hört, ging er seine eigenen Wege. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika genießt der Neger vor dem Gesetz zwar gleiches Recht, wie der Weiße, doch im öffentlichen und privaten Leben wird er als Mensch zweiter Klasse behandelt und soweit es geht, aus allen bedeutenden Stellen verdrängt. Die Abneigung gegen den Neger entwickelt sich hier geradezu zum Klassenhaß, besonders in den südlichen Staaten Nordamerikas. Diese auch von der Behörde stillschweigend geduldete Beschränkung der Neger nennt man die Farben- oder Rassen-Schranke.

Doch Edison, der weitdenkende und christlich denkende Mann, stellte sich auch hier in bewußten Gegensatz zu den engherzigen Normen des Gesellschaftslebens. Freie Bahn dem Tüchtigen, welcher Menschenrasse er auch angehören mag, war sein Grundsatz. Demgemäß stellte er den Neger Dr. Georg W. Carver als Assistenten in seinem chemischen Laboratorium an.

Carver wurde bald nach seiner Geburt mit seiner Mutter, die eine Sklavin war, geraubt und kurze Zeit darnach gegen ein Rennpferd eingetauscht. Von seiner Mutter hatte er seitdem nichts mehr gehört. Als er herangewachsen war, kam er in die Wäscherei und in die Küche. Mancher mag damals gedacht haben, daß dieser durchaus geachtete Beruf den Ehrgeiz eines ehemaligen Sklaven befriedigt hätte. Doch Carver bemühte sich um eine Anstellung am staatlichen Landwirtschaftsinstitut, die er auch erhielt. Bald fiel seine Geschicklichkeit in der Behandlung der Chemie auf und man bot ihm Gelegenheit, sich in diesem Fache auszubilden. Später wurde er Professor zu Tuskegee, der großen Negeruniversität Nordamerikas. Hier machte er bedeutende Entdeckungen in der synthetischen Chemie. Er überließ diese Entdeckungen der Öffentlichkeit, ohne für sich, außer in einem einzigen Falle, eine Vergütung dafür bezahlen zu lassen. Er ist ein schlichter und freundlicher Mensch, geliebt und geehrt bei allen, die seine Verdienste kennen.

So ist diesem fähigen und gebildeten Menschen durch die Entschiedenheit des großen Erfinders Edison die rechte Stelle angewiesen worden. Für Edison gab es keine Rassenschranke; er beurteilte die Menschen nach ihrer Fähigkeit und Brauchbarkeit. Dieses läßt uns den bedeutenden Mann nur noch größer erscheinen, während der engherzige und unchristliche Kampf der Weißen gegen die Neger in Nordamerika und auch in Südafrika ein unnatürliches Verhältnis in beiden Ländern heraufbeschwört, das den Weißen nicht zur Ehre und den Negern nicht zum Nutzen, doch dem Christentum zur Schmach gereicht.

Ein salomonisches Urteil in Afrika

In Abessinien war früher das Recht furchtbar streng ausgeübt. Doch Kaiser Selasse I., der über zwei Millionen Sklaven die Freiheit schenkte ist auch in dieser Hinsicht etwas moderner. Wenn so auch das Abhacken von Händen und Füßen der auf der Tat ertappten Dieben nicht mehr vorkommt, hält sich das Volk doch noch gerne an das altgewohnte Recht: „Aug um Aug; Zahn um Zahn“. Daß dieses „klassische Recht“ die abessinischen Richter in große Schwierigkeiten bringen kann, zeigt folgender Fall, der aber auch beweist, wie schlau die dortigen Richter sich aus der Schlinge zu ziehen wissen.



Eine Mariannhiller Außenstation im Schnee



Sommer in Südafrika! Es schneit im Juli!

Ein Abessinier war, wer weiß mit welchen Absichten, auf einen hohen Baum gestiegen. Gerade in dem Augenblick, als ein Fußgänger an dem Baume vorbeikam, hatte jener das Unglück, daß ihm der Zweig, auf dem er stand, abbrach. So stürzte er hinunter und zwar so unglücklich auf den Wanderer, daß hier die Rollen von Glück und Unglück mit einem Schlag gewechselt waren; denn der Wanderer brach sein Genick und starb, der Niederstürzende aber kam mit dem Schreck und einer Prozeßanklage heil davon.

Die Verwandten des Verunglückten schleppten den unschuldigen Mörder vor den Danja und forderten das Todesurteil über ihn und die Auslieferung seines Besitzes an ihre Verwandten, entsprechend den Forderungen der Blutrache.

Der Richter sprach recht. Er fällte sein Urteil also: Die Familie des Verunglückten wähle aus ihrer Mitte jemand, der auf den Baum klettern soll. Der Mörder aber müsse unter dem Baum durchgehen und da soll dann der auf dem Baum auf diesen herunterspringen, damit der Mörder auch seinen Hals breche.

Da die Familie niemand fand, der sich dazu hergab, war die Sache in Frieden erledigt.

Livingstone und der Regenmacher

Von P. Franz Schimlek, RMM.

Der englische Arzt und Forscher Livingstone lebte mehrere Jahre bei den Betschuanen und bemühte sich, mit diesem Volke vertraut zu werden. Bei Gelegenheit suchte er seiner heidnischen Umgebung auch christliche Anschauungen beizubringen. Wie schwierig dies oft war, zeigt uns ein Gespräch mit einem Regenmacher. Dieser war nach einer langen Zeit der Dürre herbeigerufen worden, um durch seine Beschwörungen eine Veränderung in den Witterungsverhältnissen hervorzurufen. Es entwickelte sich folgendes Wortgefecht:

Livingstone: Glück auf, Freund! Du hast heute ja eine Menge Arzneien bei dir! Sind es etwa sämtliche Arzneien des ganzen Landes?

Regenmacher: Ganz recht, mein Freund; es ist auch nötig, denn das ganze Land bedarf des Regens, den ich machen will.

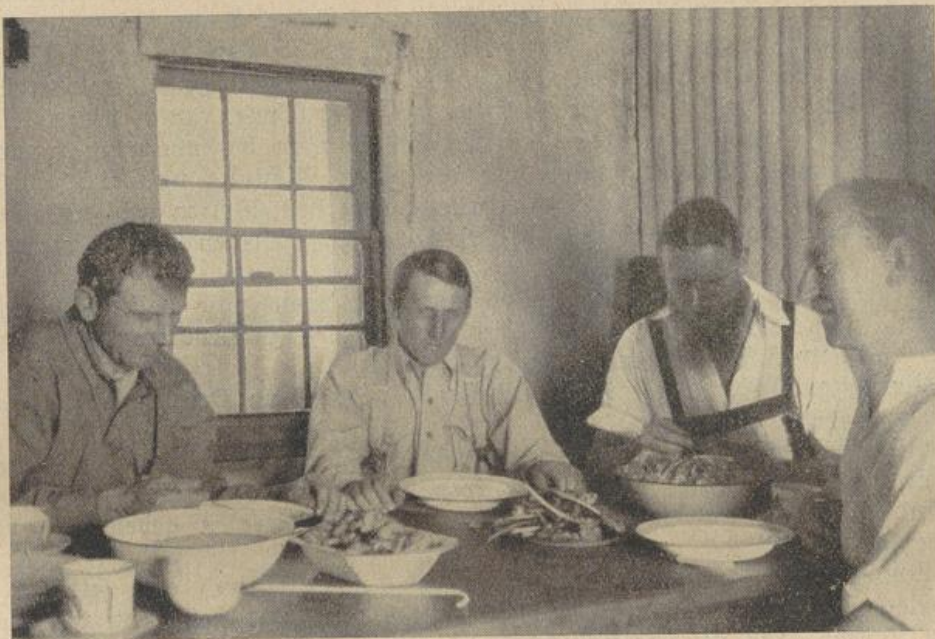
Livingstone: Glaubst du also wirklich, du könntest den Wolken gebieten? Ich meine, das könne nur Gott allein.

Regenmacher: Unser Glaube ist in diesem Punkte gleich. Gott ist es, der den Regen schaffet, aber ich bete zu ihm mittels dieser Arznei, und wenn der Regen dann kommt, so ist er natürlich mein. Und tatsächlich habe ich ihn seit vielen Jahren für mein Volk gemacht, als es noch in Schofuane wohnte; auch sind ihre Weiber durch meine Weisheit fett und glänzend geworden. Frage sie selbst, sie werden es dir bestätigen.

Livingstone: Aber es wird uns in den Worten unseres Erlösers deutlich gesagt, daß wir von Gott nur dann Erhörung erwarten können, wenn wir in seinem Namen beten und nicht mittels Arzneien.

Regenmacher: Allerdings! Uns aber hat Gott anders gelehrt. Er schuf die schwarzen Menschen zuerst und liebte uns nicht so wie die weißen Menschen. Euch schuf er schön und gab euch Kleider, Gewehre, Schießpulver,

Pferde, Wagen und noch manche andere Dinge, von denen wir nichts wissen. Für uns hatte er weniger Liebe. Er gab uns nur den Affagai (Speer), Vieh und die Kunst Regen zu machen; und auch solche Herzen, wie die eurigen, gab er uns nicht. Wir lieben einander niemals. Andere Stämme setzen Arzneien um unser Land herum, um den Regen zu verhindern, damit wir durch Hunger zerstreut werden und zu ihnen gehen sollen, um ihre Macht zu vergrößern. Wir müssen daher ihren Zauber durch unsere Arzneien lösen und zerstören. Gott hat uns nur ein unbedeutendes Ding gegeben, wovon ihr nichts versteht — er gab uns nämlich die Kunde von gewissen Arzneien, durch welche wir Regen machen können. Wir verachten zwar diejenigen Dinge nicht, die ihr besitzt, obgleich wir nichts von



Die Klostergemeinde in Landsend, Neugründung in Südafrika, im Refektorium

ihnen verstehen. Wir verstehen zwar eure Bücher nicht, verachten sie aber dennoch nicht. Ihr sollt daher unsere geringe Kenntnis auch nicht verachten, ob schon ihr nichts davon versteht.

Livingstone: Nie verachte ich dasjenige, was ich nicht kenne. Nur glaube ich, daß ihr im Irrtum seid, wenn ihr Arzneien zu haben vorgebt, mit denen ihr dem Regen gebieten könnt.

Regenmacher: Das ist ganz die Art und Weise, wie Leute von einem Gegenstand reden, von welchem sie nichts verstehen. Als wir zuerst unsere Augen öffneten, sahen wir unsere Vorfäter Regen machen, und wir folgen nur ihren Fußstapfen. Ihr, die ihr euch Korn von Kuruman kommen laßt und eure Gärten bewässert, kommt vielleicht ohne Regen aus; wir bringen es nicht so weit. Hätten wir keinen Regen, so würde das Vieh keine Weide haben, die Kühe würden keine Milch geben, unsere Kinder würden abmagern und sterben, unsere Weiber davonlaufen zu anderen Stämmen, welche Regen machen und Getreide haben und der ganze Stamm würde zerstreut werden und zugrunde gehen; unser Feuer würde verlöschen.

Livingstone: Über den Wert des Regens haben wir die gleiche Ansicht. Doch ihr könnt durch Arzneien keinen Zauber auf die Wolken ausüben. Ihr wartet, bis ihr die Wolken kommen seht, dann wendet ihr eure Arzneien an und schreibt euch das Verdienst zu, welches Gott allein zukommt.

Regenmacher: Ich wende meine Arzneien an und ihr bedient euch der eurigen, wir sind beide Doktoren und Doktoren sind keine Betrüger. Ihr gebt einem Kranken Arznei. Zuweilen beliebt es Gott, ihn mittels eurer Arznei zu heilen; bisweilen aber stirbt auch euch der Kranke. Wenn er geheilt wird, schreibt ihr euch das Verdienst dessen zu, was Gott tut. Ich tue dasselbe. Bisweilen verleiht Gott mir Regen, bisweilen aber auch nicht. Wenn er ihn mir gibt, so lege ich dem Zauber das Verdienst bei. Wenn euch ein Kranker stirbt, so gebt ihr das Vertrauen auf eure Medizin nicht auf; wir tun es ebensowenig, wenn der Regen ausbleibt. Wenn ihr wollt, daß ich meine Arzneien aufgebe, warum behaltet ihr die eurigen noch bei?

Livingstone: Ich reiche meine Arzneien lebenden Geschöpfen im Bereiche meiner Macht und kann ihre Wirkungen wahrnehmen, auch wenn keine Heilung erfolgt; ihr dagegen gebt vor, die Wolken bezaubern zu können. Die Wolken ziehen gewöhnlich nach der einen Richtung und euer Rauch geht nach der anderen davon. Gott allein kann den Wolken gebieten. Versucht es und wartet geduldig; Gott wird uns schon Regen geben ohne eure Arznei.

Regenmacher: Ei! ei! Ich glaubte bis heute immer, die weißen Männer seien klug. wem fiel es je ein, das Verhungern zu probieren! Ist denn der Tod etwas Angenehmes?

Livingstone: Könnt ihr bewirken, daß es an einem Orte regne und an einem anderen nicht?

Regenmacher: Daran denke ich gar nicht. Ich sehe gerne das ganze Land grün und alle Leute fröhlich; ich freue mich, wenn die Weiber in die Hände klatschen und mir vor Dankbarkeit ihre Zieraten geben und vor Freude jubeln.

Livingstone: Ich glaube, ihr hintergeht beide, sie und euch selbst.

Regenmacher: Nun, dann sind wir ein Paar. (Das heißt: du bist auch ein Doktor, also der gleiche Schelm).

Diese Unterhaltung zeigt uns so recht die dialektische Fähigkeit der Schwarzen, die dem Weißen selten eine Antwort schuldig bleiben. Wir sehen aber auch, wie sicher der Zauberer seine Tätigkeit zu verteidigen weiß, so daß es für den Missionar keine leichte Sache sein dürfte, ihn von seinen Ansichten abzubringen. — Bekanntlich ist den Missionaren von Mariannhill ein großer Teil des Betschuanalandes mit der Mission Bulawayo vom Apostolischen Stuhl als Arbeitsfeld übertragen worden.

„Wir haben das Vertrauen, daß der katholische Erdkreis nicht zuläßt, daß unsere Missionare, die den echten Samen austreuen, mit Not kämpfen müssen, während andere, die den Irrtum verbreiten, im Überfluß der Mittel leben.“

Benedikt XV.

„Es liegt dem Missionsalmosen die Kraft inne, den Geber auch in der Ferne zum Gehilfen apostolischer Männer und zum Teilnehmer an ihren Verdiensten zu machen.“

Leo XIII.

Die heilige Lanze

Historische Erzählung von Prälat Konrad Rummel
Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Die beiden kamen vom Schauplatz der Hinrichtung und begannen davon zu erzählen. Auch Paolo hatte heute einen freien Tag; denn die Geschäfte waren zum größten Teil geschlossen. Man fürchtete die Aufregung des Volkes und Aberaschungen durch Freunde der gerichteten Verbrecher.

Großvater und Enkelin schenken den Berichten der beiden Nachbarn nicht viel Aufmerksamkeit.

Und nach einiger Zeit meinte Pio Biandini: „Die Stadt steht heute im Zeichen des Galgens; man hört und denkt nichts anderes. Das ist nichts für zarte Jungfrauen. Ich meine, wir schließen das Haus — die Nachbarschaft ist ja auch wieder da — und gehen hinauf zum Weinberg bei San Panfratio, da ist bessere Luft.“

„Wollen wir nicht nach San Pietro in Vaticano hinausgehen?“ fragte Paolo.

„Warum dorthin?“

Der alte Pio Bartolomäo lachte. „Drüben, bei Santa Maria steht ein Frate (Bruder) auf den Kirchenstufen und predigt sich heiser: demnächst gehe die Welt unter. Die Mauern von Sanct Peter haben Risse bekommen und der Dom werde nächstens zusammenstürzen; es stehe aber seit uralter Zeit fest: wenn Sanct Peter fällt, dann geht Rom zugrunde, und wenn Rom zugrunde geht, dann geht die Welt unter. Und die Leute glauben dem fremden Frate, den kein Mensch kennt.“

Paolo meinte: „Auch in unserer Werkstätte haben hohe Herren schon davon gesprochen, daß diese und jene Kapelle in Sanct Peter altersschwach sei und daß man hätte schon längst beginnen müssen mit dem neuen Dom, welcher schon lange geplant sei.“

Pio Biandini fügte bei: „So ist es, Paolo. Ich bin noch ein junger Mann gewesen, da hat Nikolaus, der damalige Papst, hinter dem Chor von Sanct Peter den Grundstein gelegt zum neuen Dom, welcher größer und herrlicher werden sollte als alles, was man bisher auf Erden geschaut. Es ist im großen Jubeljahr (1450) gewesen und jedermann hat geglaubt, Nikolaus werde es auch noch erleben, die neue Peterskirche einzuwelken; er war noch jung, nicht viel über fünfzig.“

„Und ist bald gestorben“, ergänzte Pio

Bartolomäo, „ich habe damals mit meinen Kameraden die Totenwache gehalten; die Römer waren schier verzweifelt; sie nannten ihn den größten und frommsten Papst seit Jahrhunderten.“

„Anderer haben es ihm nicht verziehen, daß er die uralte Peterskirche wollte abreißen lassen für den neuen Dom“, sagte Großvater Pio, „sie haben gesagt, Gott habe ihn daher so früh sterben lassen.“

„Aber der alte Dom soll doch da und dort baufällig sein“, warf Paolo ein, „und man sollte nicht warten, bis er von selbst zusammenstürzt.“

„Ist eben auch schon gar alt“, meinte nachdenklich Lucretia.

„Wohl ein Jahrtausend“, bestätigte der Großvater, „und ich bin verwundert gewesen, zu sehen, daß von der neuen Basilika noch gar nichts zu sehen war, wie ich aus Konstantinopel wieder zurückkam. Habe mich gefreut wie ein Kind auf den neuen Dom, und nun steht alles noch an seinem Platz wie vor dreißig Jahren.“

„Ist auch nichts mehr geschehen“, sagte Bartolomäo, „man meint, die Nachfolger von Nikolaus hätten die Ungnade des heiligen Petrus gefürchtet, wenn sie sein Grab stürten durch einen neuen Bau.“

Während dieses Gespräches waren die vier durch die engen Gassen des Trastevere bis zum vatikanischen Viertel gekommen und wandten sich der Grabkirche des heiligen Petrus zu, welche noch ganz ihr altes Aussehen hatte.

Vor einem unregelmäßigen Platz ging es dreimal sieben Stufen hinauf zum großen Vorhof der alten Peterskirche, rechts drüben stand hoch und festgeschlossen der vatikanische Palast, ein gewaltiges, kastellartiges Viereck, und vor ihm die herrliche Loggia, von welcher herab die Päpste den Segen erteilen, links vom Vorhof ragte ein mächtiger Glockenturm himmelan, im Vorhof selber aber reiheten sich unter den bedeckten Umfassungshallen uralte Steinsarkophage von Päpsten, Fürsten und Kardinälen aneinander und mahnten in tiefem Ernst an die Ewigkeit. Von der Giebelfront des eigentlichen Domes aber herab schaute beherrschend ein in Gold und Farben leuchtendes riesiges Mosaikbild, wie auch die Wände des Vorhofs mit solchen Mälereien bedeckt waren.

Das Plaudern der vier Kirchenbesucher war verstummt. In Ergriffenheit schweigend traten sie in das Innere des Hei-

ligums. Erst mußte sich das Auge, geblendet vom hellen Sonnenschein, welcher den Vorhof übergieß, an das Halbdunkel gewöhnen; dann erst konnte es den riesigen Raum etwas überschauen. Die fünf Schiffe, geteilt durch hundert Marmorsäulen, darüber der offene Dachstuhl mit vergoldeten Balken und vorne, in der Vierung, auf siebenstufiger Erhöhung, zwölf gewundene Prachtsäulen, welche eine Krönung farbiger Marmorbalken trugen mit einem mächtigen Silberkreuze, das das ganze Innere beherrschte: hier stand der Papstaltar über der Grabzelle des armen Fischers von Galiläa, welchem der göttliche Heiland die Schlüssel des Himmelreiches und die Leitung seiner Herde übergeben hatte. Hinter dem Papstaltar dehnte sich der halbrunde Chor aus mit dem päpstlichen Thron und den Plätzen für die hohen und höchsten Kirchenfürsten; reiche gewobene Kunstteppiche, farbige Mosaiken und geldglänzende Zierfelder schmückten die Apsis und die Wände. In allen Ecken des ungeheuren Innenraumes aber standen Altäre, Statuen und Grabmäler, und zu beiden Seiten der Außenschiffe öffneten sich ungezählte Kapellen und Einzelheiligtümer, deren Reliquien und Kostbarkeiten miteinander wetteiferten an Wert und Pracht und Bedeutung. All diese Ein- und Umbauten mit ihren Besonderheiten neben der Masse der Altäre, Mosaiken, Grabbilder und der von oben herabhängenden Leuchter mochten auf den Pilger, welcher erstmals eintrat, fast sinnverwirrend wirken.

Aber all diese äußere Mannigfaltigkeit trat weit zurück unter dem Eindruck unbefreiblichsten Ernstes und überwältigender, ehrfurchtgebietender Größe, welche das halbdunkle Innere des alten Petersdomes erfüllte. „Ziehe deine Schuhe aus; hier ist ein heiliger Ort!“ das empfing den Pilger, und er stand vom ersten Augenblick an unter dem Bann der wahren, der göttlichen Heiligkeit dieser Stätte.

Die beiden Verlohten, Lufretia und Paolo, und die zwei Älten, Großvater Pio und Zio Bartolomäo, verrichteten vor dem Grabe Petri ihre Andacht; dann verließen sie stumm das Heiligtum, um im Vorhof der hier sitzenden Petrusstatue noch ihre Verehrung zu bezeigen.

„Man könnte meinen, die Kirche stehe nochmals tausend Jahre“, sagte Lufretia, „o, sie sollte so bleiben für alle Zeiten; schöner und frommer kann kein Heiligtum mehr werden.“

„Die Architekten finden, daß nicht mehr alles so fest ist, wie es aussieht“,

erklärte Paolo, „manche fürchten sogar den Einsturz des Dachstuhles.“

„Wohin wollen wir gehen?“ fragte Zio Bartolomäo.

„In den Weinberg“, entschied der Großvater, „es ist nicht mehr weit bis dorthin und der Abend ist so ruhig und schön.“

Nach einer Viertelstunde waren sie oben und hatten nun die Stadt zu Füßen, in nächster Nähe der Vatikan und St. Peter.

Nachdenklich betrachtete Pio Biandini das einzigartige Bild. Dann lehnte er sich zurück. „Sankt Peter ist ohnegleichen in der Welt wegen seiner Heiligtümer, aber die schönste Kirche ist es nicht.“

„Nonno Pio!“ schrie Lufretia schier entsetzt auf.

„Es ist keine Lästerung, was ich sage“, fuhr er fort, „und wer einmal in Konstantinopel war und in die Hagia Sophia eingetreten ist, der weiß besser, was ich sage, als du, Kind Gottes. Die Hagia Sophia, jetzt, daß Gott sich erbarme, die große Moschee der Ungläubigen, ist noch größer und herrlicher gebaut, als unser Sankt Peter.“

Er hielt einen Augenblick ein, dann fügte er bei, als ob es ihm erst eingefallen wäre: „Und wenn sie auch lange nicht so viele Heiligtümer hatte, wie St. Peter, eines befaß sie, das übertrifft alles, was selbst Rom sein Eigen nennt.“

„Sagst du das im Ernste, Pio“, sagte Zio Bartolomäo, „daß die große Kirche in Konstantinopel schöner ist als Sankt Peter?“

„Wärest du bei mir gestanden in der Hagia Sophia“, lautete die Antwort, „so sagtest du dasselbe. Ja, Sankt Peter ist vielleicht länger und hat mehr Heiligtümer, und wenn man hineinkommt, erschrickt man schier vor Ehrfurcht, aber in der Hagia Sophia geht einem das Herz auf vor Freuden.“

„Was heißt das, nonno Pio: Hagia Sophia?“ fragte jetzt Lufretia, „ist es die Kirche der heiligen Sophia? War das eine Martyrin?“

„Nein, mein Kind, „Hagia“ heißt heilig und „Sophia“ heißt die Weisheit, und gemeint ist die Weisheit Gottes oder die zweite göttliche Person, welche Mensch geworden ist und uns erlöst hat.“

„Das ist also eine Kirche, die dem Heiland geweiht ist.“

„Ja, und wenn ich's recht verstehe, der zweiten Person Gottes, auch schon vor der Menschwerdung, wie sie von Ewigkeit her lebt.“

„O, das ist ein schöner Gedanke, Groß-

vater; Gott dem Sohn, der uns erlöst hat, gehört die größte und schönste Kirche.“

„Eigentlich sind ihm alle geweiht, wenn sie auch den Namen von Heiligen tragen. Aber herrlicher und kunstreicher kann man überhaupt keine Kirche bauen als die Hagia Sophia zu Konstantinopel. Darauf möchte ich schwören.“

„Bist du oft darin gewesen, Großvater?“

„In der Zeit, da sie noch uns gehörte, oft genug, aber nachdem die Ungläubigen sie entehrt und beschmutzt haben, nicht mehr. Wie werde ich ihre Pracht und Schönheit vergessen und danke Gott tausendmal, daß ich sie schauen durfte im Glanz und Reichtum der katholischen Religion.“

„Man hat ja auch bei uns davon sagen gehört“, bemerkte Zio Bartolomäo.

„Wenn einmal der neue Petersdom steht“, meinte zuversichtlich Paolo, „wird Großvater Biandini ihm gewiß den Vorrang geben vor der Hagia Sophia der Ungläubigen. Er soll die größte Kuppel bekommen, die es auf Erden gibt.“

„Die Kuppel der Hagia Sophia kann nicht mehr übertroffen werden“, sagte der greise Sanitschar, und seine Augen blitzten. „Wie oft habe ich hinaufgeschaut in sie — o, es ist gar nicht zu beschreiben, dieser Anblick! Man meint, der Himmel habe sich aufgetan, daß man seinen Glanz sehen könnte! Von einem Ende zum anderen des ungeheueren Baues reicht diese Kuppel; wo man steht oder kniet, hat man sie über sich wie ein Firmament, das schier kein Ende hat, und das voll wunderbarer Farbenpracht ist. In Gold und Mosaik schweben Engel und Heilige oben um Gottes Thron, und alles strahlt in Licht und Helle und Glanz, gerade wie im Himmel, von dem es in der Heiligen Schrift heißt, daß dort die Sonne niemals untergeht.“

„Ist sie noch größer als das Pantheon?“ fragte Paolo.

Pio Biandini besann sich. „Gewiß ist sie viel heller und freier, und wo sie aufhört, sehen neue Halbkuppeln an: ein schöneres Abbild vom Himmel kann es nicht geben. Und wie hoch droben schwebt das alles über den Menschen, die so klein sind unter ihr! Vierzig Fenster hat sie im Umkreis, und die gießen so viel Licht und Sonne herein ins Innere, daß es keinen Schatten und kein Dunkel geben kann. Und dazu noch die Lichter und die Lampen!“

„Auch Lampen hängen noch darin?“

„Sechshundert Lampen“, rief laut in seiner Begeisterung der alte Sanitschar,

„und sie brennen Tag und Nacht in der Höhe unter dieser Kuppel —“

Er hielt inne. „Natürlich jetzt wahrscheinlich nicht mehr, die Ungläubigen werden sie wohl heruntergeschlagen haben, Gott möge sie strafen.“

„Hat die Hagia Sophia auch Marmorsäulen, wie Sanct Peter?“ fragte jetzt Zio Bartolomäo.

„Noch mehr“, lautete die Antwort, „über hundert, die einen aus rotem, die anderen aus grünem Marmor; sie tragen ringsum die Kuppel auf den Galerien, wo die Frauen ihren Platz hatten — unten auf dem Boden der Kirche sind nur wir Männer gekniet; wie es die Türken halten, weiß ich nicht.“

„Hat sie auch solch einen Altar unter der Kuppel, wie der in unserer Confessio (über dem Grabe des heiligen Petrus) ist?“

„Noch höher und schöner ist er, ganz von Gold, mit Edelsteinen und Email übersät, und er steht unter einem hohen Baldachin, der auch eine herrliche Kuppel trägt; die vier Säulen, welche ihn tragen, sind ganz von Silber, und oben thront ein großes goldenes Kreuz. Und vor dem Chor ist ein großes, kunstvolles Gitter, auch aus Silber, der Predigtstuhl aber, der davor steht, ist aus herrlichstem Marmor, geschmückt mit Gold und Edelsteinen. Und erst die Kirchengewänder beim feierlichen Gottesdienst: das kann man garnicht beschreiben.“

„Das mag alles sein“, warf jetzt Zio Bartolomäo ein, „aber wir in Rom haben das Grab des heiligen Petrus und Paulus, die Reliquien anderer Apostel und die Gebeine von vielen Hunderten von Märtyrern, Bekennern und anderen Heiligen und von allen heiligen Päpsten . . . Unsere Kapelle Sancta Sanctorum hat allein mehr Heiligtümer, als schier alle anderen Kirchen der Stadt zusammen . . . Und denk an Santa Gerusalemme, wo das wahre Kreuz Christi aufbewahrt ist!“

Pio Biandini hob die Hand zu seiner langen weißen Sanitscharenmütze empor, zum Zeichen der Verehrung, und meinte: „Das ist gewiß und kann kein Mensch leugnen, daß Rom die größten und meisten Heiligtümer hat und daß nur noch Jerusalem heiliger ist. Auch ist es wahr, daß hier mehr Kirchen stehen als in Konstantinopel, und auch mehr Klöster; vom Lateran und Vatikan will ich gar nichts sagen; Rom ist und bleibt ja die Hauptstadt der ganzen Christenheit . . .“

Er machte eine Pause.

„Rom hat“, fuhr er dann fort, „den größten Teil des heiligen Kreuzes; es

hat einen Nagel von der Kreuzigung und das Schweistuch der Santa Veronika, aber es gibt eine noch heiligere Reliquie von unserem Heiland, und die ist nicht in Rom . . .“

Fragend schauten ihn seine drei Zuhörer an.

„Aber in Konstantinopel in der Hagia Sophia ist sie gewesen“, sprach er jetzt mit erhöhter Stimme, „und ich habe sie einmal selbst gesehen — freilich, wo sie jetzt ist, kann ich nicht sagen.“

„Was ist das für eine Reliquie?“ fragte Lukretia.

„Das ist die heilige Lanze, mein liebes Kind!“

„Welche heilige Lanze, nonno Pio?“

„Die Lanze, mit welcher Longinus die Seite unseres Heilandes am Kreuze durchstoßen hat.“

Feierlich hatte sich Pio Biandini bei diesen Worten erhoben, und seinen drei Zuhörern entfuhr ein gemeinsamer Ausruf der höchsten Überraschung und Verwunderung.

„Es ist so“, wiederholte der Alte, „in der Heiligen Schrift selber steht es geschrieben, daß Blut und Wasser aus der Seite herausfloß.“

„Also diese Lanze!“ wiederholte nachdrücklich Bartolomäo, „und die ist wirklich in Konstantinopel? Und du hast sie wirklich gesehen? Ist es ein langer Speer?“

„Es ist nur die eiserne Spitze“, beschied der Großvater die Fragenden, „wohin der Schaft gekommen ist, weiß man nicht; es heißt, man habe ihn zerlegt und an mehrere Kirchen verteilt. Aber die Hauptsache ist ja die Spitze, und die ist aufbewahrt gewesen in der Hagia Sophia mit einem Teil vom Kreuze Christi, und am Karfreitag sind alle diese Heiligtümer dem Volke gezeigt und in Prozession umhergetragen worden. So habe ich sie auch gesehen. Und als die Ungläubigen die Stadt eingeschlossen hatten, nahm man in höchster Not die heilige Lanze hervor und trug sie in Prozession umher . . . Es hat nichts geholfen; die abtrünnigen Griechen und ihre Popen sind ebenso verstoßt gewesen, wie die Pharisäer von Jerusalem, als man unseren Heiland hinausgeführt hat nach Golgatha.“

Pia Biandini lachte bitter.

„Sie haben wohl gerufen: „Herr Jesu Christ, der du durch deine heilige Lanze den Kreuzfahrern bei Antiochien geholfen hast, die Übermacht der Sürken zu besiegen, rette die Stadt Konstantinopel aus der Gefahr der Ungläubigen! Aber die Kreuzfahrer sind eben wahre und

fromme Christen gewesen, und die Griechen ein falsches, abtrünniges Gesindel, und ihnen zulieb hat unser Herrgot freilich kein Wunder gewirkt.“

Wie ist denn die heilige Lanze nach Konstantinopel gekommen?“ fragte Paolo.

„Das weiß ich nicht; ich denke wohl durch den Kaiser Konstantin, dessen Mutter, die heilige Helena, ja auch das heilige Kreuz aufgefunden hat.“

„Wie sieht denn die Reliquie aus?“ fragte Paolo.

„Wie eben eine Lanzenspitze sich ansieht“, war die Antwort, „etwa von der Länge einer Hand, und vor Alter soll sie ganz schwarz geworden sein, aber daran erblickt man kaum etwas vor lauter Gold und Edelsteinen, mit welcher sie eingefast ist.“

„Wie trägt man sie denn bei der Prozession? Gibt man mit ihr den Segen?“

„Der Patriarch allein tut das — und einmal unser Kardinal Isidor —; die heilige Lanze ist in ein goldenes Kästchen eingeschlossen, welches blitzt und funkelt vor lauter Diamanten, Rubinen und Smaragden. Für gewöhnlich war das Kästchen eingeschlossen irgendwo in der Hagia Sophia; die einen sagten im goldenen Hochaltar, die anderen meinten in der Schatzkammer oder in einem Steinpfeiler der Kirche, wo kein Mensch es finden könne . . .“

„Und jetzt, nonno Pio?“ fragte angstvoll Lukretia.

„Ja, jetzt, carissima mia“, lautete die betrübt Antwort, „weiß niemand, wo das große Heiligtum sich befindet. Manche Leute meinen, die Christen haben es noch in Sicherheit bringen können, und das wäre nicht unmöglich gewesen während der Belagerung, aber es ist wahrscheinlich, daß die heilige Lanze mit anderen Reliquien und Kostbarkeiten in die Hände des Sultans Bajazet gefallen ist.“

„O wehe, was mag da alles ihr ange-
tan worden sein zum Spott gegen den Heiland!“ sagte Lukretia.

„Vielleicht hat man sie weggeworfen oder ins Meer versenkt“, meinte Paolo, „sicherlich aber hat Bajazet das goldene Kästchen und die Juwelen für sich behalten.“

„— wenn es wirklich in seine Hände gefallen ist“, ergänzte der Großvater, „vielleicht hat er aber auch alles beisammen gelassen, wie er es fand, und wenn es nur aus Aberglauben oder Habgier gewesen wäre. Die Ungläubigen wissen ja schon lange, wieviel uns die heiligen Reliquien gelten.“

„Dann wäre also am Ende die heilig-

ste Reliquie unseres Heilandes in der Gewalt des Großtürken — schrecklich, unglaublich“, seufzte Lufretia.

„Die heiligste ist das Kreuz, sposa mia, und davon haben wir den allergrößten Teil in Rom“, sagte Paolo.

Das Mädchen besann sich. „Nein, Paolo, die Lanze ist noch heiliger.“

„Am Kreuz hat uns Christus erlöst — das ist das Höchste.“

„Am Kreuz ist der Herr für uns gestorben“, antwortete sie, „gewiß, daran ist er drei Stunden lang gehangen und

bohrt und ist mitten durch das heiligste Herz hindurchgedrungen; sie muß noch heiliger sein als die Dornenkrone und die Nägel und das Kreuz . . . o nonno Pio, wie glücklich bist Du gewesen . . . du hast die heilige Lanze selber gesehen! Ihr allein sollte man die schönste Kirche der Welt errichten!“

Voll Begeisterung hatte die Jungfrau gesprochen; Paolo staunte seine Braut förmlich an, welche in ihrer Begeisterung noch schöner erschien, als gewöhnlich.

„Ja — wenn dies Heiligtum erst nur



Der neuangelegte Garten in Landsend

dann gestorben, aber die Lanze wurde ihm in die Seite gestoßen und hat sein heiligstes Herz durchbohrt — das ist mehr.“

„Die Nägel haben dem Heiland die heiligen Hände durchbohrt, mit welchen er so viele Kranke geheilt und andere Wunder gewirkt hat . . .“

„Aber das Herz ist mehr als die Hände, Paolo“, stritt Lufretia.

„Und das Haupt des Herrn? Und die Dornenkrone?“ fragte Zio Bartolomäo.

„Das Herz ist auch mehr als das Haupt — ist es nicht so, Großvater?“ erwiderte Lufretia, „das Herz ist doch eigentlich das Leben; wenn es nicht mehr schlägt, dann ist der Mensch gestorben. Und die Stacheln der Dornenkrone haben wohl die heilige Stirn Christi und das Haupt gestochen und verwundet, aber die Lanze hat den ganzen Leib durch-

wieder im Besitz der Christen wäre“, sagte der Großvater.

„Nach Rom gehört es vor allem“, erklärte Zio Bartolomäo, „denn Rom ist der Mittelpunkt der Christenheit, und in den Petersdom, denn er ist die Kirche des Papstes; dann hätten wir alle höchsten Reliquien hier: das Kreuz, die Nägel, Dornen aus der Krone, die Inschrift über dem Kreuz, das Schweiß Tuch der Veronika, und über allen und vor allem, die heilige Lanze!“

„So weit sollte es freilich noch kommen“, bestätigte Paolo.

„Einen neuen Kreuzzug sollte das Abendland machen“, kam es begeistert aus dem Munde Lufretias, „alles sollte gegen die Ungläubigen ziehen, Konstantinopel muß man wieder befreien und die heilige Lanze zurückgewinnen: da sollte kein Mann im Abendland, der

Waffen tragen kann, zurückbleiben!“

Schier bewundernd blickte der alte Sannitschar auf seine Enkelin. „Du meinst es gut, Kind“, sprach er lächelnd, „du bist eine echte Römerin; eigentlich solltest du auch die Waffen tragen können.“

„Dann ginge ich heute noch mit gegen die Ungläubigen!“ lautete bestimmt ihre Antwort.

„Wenn es aber Ernst gälte im Kampf und Wunden gäbe“, wandte Paolo ein — „sei froh, daß du nicht in solche Gefahr kommst.“

„Was wäre auch schöner, als Wunden und selbst der Tod für die Ehre Christi?“ war ihre Antwort, „sterben für ihn und für sein heiligstes Herz — das wäre doch gewiß der schönste Tod, den man sich wünschen kann.“

Ein dumpfes Donnerrollen unterbrach ihr Wort; überrascht trat die kleine Gesellschaft aus dem Bereich der Nebengirlanden heraus und sah, daß vom Monte Pincio herüber dunkle Wolken heranzogen.

„Oktobergewitter“, brummte Zio Bartolomäo, „es ist da, noch ehe wir drunten sind in der Stadt — vorwärts, vollends hinüber zu San Pancratio — dahin reicht es noch.“

Und als bald nachher das Wetter sich in aller Heftigkeit entlud, waren sie in Sicherheit im Innern des uralten Heiligtums, dessen Decke von antiken Säulen getragen wird und wo gegenüber der massiven Osterleuchter aus Porphyrt der Stein steht, an der Stelle, da der vierzehnjährige Pancratius den Martertod starb für die Vergung der heiligsten Eucharistie, vor der Wut der Heiden.

Es war der Tag des heiligen Martyrers Ignatius von Antiochien, welcher unter dem Kaiser Trajan im Amphitheater zu Rom den wilden Tieren vorgeworfen wurde, ein Donnerstag und der erste Tag des Monats Februar im Jahre 1492, da gab der Papst Innozenz schon in den Morgenstunden zu ungewöhnlicher Zeit den Befehl, daß alle in der Stadt anwesenden Kardinäle sofort sich im Vatikan einfänden sollen.

Manche erschrafen und meinten, der Papst sei plötzlich erkrankt oder liege gar im Sterben. Sie erinnerten sich daran, daß noch vor wenigen Monaten der sechzig Jahre alte Greis von schwerer Krankheit befallen und dem Tode nahe gewesen war und daß er das Leiden wohl kaum völlig überwunden hatte. Aber sie täuschten sich und ihre Überraschung war groß, als Innozenz, anscheinend wieder

in voller Kraft, in das Konistorium eintrat, hocherhobenen Hauptes und strahlenden Blickes, auf dem Thron Platz nahm und den Purpurträgern — es mochten mehr als zwanzig da sein — bedeutete, gleichfalls ihre Plätze einzunehmen.

Einige Minuten vergingen, während der Papst, wie in sich versunken dasaß und dann, beinahe als ob er mit sich selber spreche, zu reden begann.

„Ihr kennet alle, ehrwürdige Brüder, die Last, welche auf unsern Schultern ruht, seitdem die göttliche Vorsehung uns berufen hat, die Kirche Gottes zu regieren, ihr kennet die Sorgen unseres Amtes, die Gefahren, welche die Kirche umgeben und die Schwierigkeiten, welche das Innere der Christenheit durchwühlen und schädigen. Und euch ist auch bekannt, wie viele Mühen und Arbeiten umsonst sind, weil der gute Wille unter so vielen Christen fehlt.“

Da mag es auch begreiflich sein, wenn die Wogen der Sorgen sich so türmen, daß sie über unserem Haupte zusammen schlagen und sie uns verschlingen zu wollen scheinen. Das haben wir in der vergangenen Nacht wiederum erfahren müssen; und hier hat sich das Wort vollauf bewahrheitet: die Nacht ist nicht des Menschen Freund. Zum Verständnis dessen, was wir euch, ehrwürdige Brüder, mitzuteilen haben, schicken wir voraus, daß wir am gestrigen Abende vertrauliche Aussprache gepflogen haben mit unsern Kardinälen Caraffa und Costa über die Sorgen, welche uns drücken und das Herz schwer machen. Wir haben darauf hingewiesen, wie es seit den acht Jahren, da wir nun den Stuhl Petri inne haben, unser erstes und unablässiges Bestreben war, die ganze Christenheit des Abendlandes aufzurufen und zu vereinigen zum gemeinsamen Kreuzzug gegen die Ungläubigen, zur Befreiung der Hauptstadt Konstantinopel aus der Hand des Sultans und zur Vernichtung seiner Macht, welche er nur dazu mißbraucht, um den heiligen Glauben zu bekämpfen und auszurotten. Nicht haben wir gescheut, um unser Ziel zu erreichen, ihr, ehrwürdige Brüder, seid selbst Zeugen, wie wir durch Opfer an Geld und durch Ausrüstung von Schiffen und Mannschaften mit gutem Beispiel vorangegangen sind. Aber alle Bemühungen sind fehlgeschlagen und wir sind keinen Schritt weitergekommen. Und worin liegt die Schuld? Einzig und allein in der Uneinigkeit der Fürsten und Mächtigen unserer Gegenwart. Jeder bekämpft den anderen um kleiner Dinge wegen; will der eine in den Kreuzzug ziehen für die Ehre Gottes und

seines heiligen Kreuzes, so will der andere nicht, jeder hat wieder eine andere Entschuldigungen gleich den Eingeladenen zum Gastmahle des Herrn; man schmiedet Schwerte und schärft Spieße, aber nicht zum Kreuzzug, sondern zum Kleinkrieg gegen den Nachbarn. Und soweit ist es selbst gekommen, daß ein König, den ihr alle kennt, anstatt sich gegen die Ungläubigen zu wenden, uns selber durch Einfälle in unser Land schädigt, bedroht und bekämpft. Als es aber vor einiger Zeit gelungen schien, die meisten Könige des Abendlandes zusammenzubringen zum Kreuzzug, da hat der Tod den herrlichen Helden der ungarischen Nation hinweggerafft und alles hat sich wieder aufgelöst. Schauen wir aber in die nächste Zukunft und sehen wir uns um unter den Völkern und Mächtigen des christlichen Abendlandes in dieser Gegenwart, so haben wir nirgends die Anzeichen einer großen, alle umfassenden und erfüllenden Bewegung zum heiligen Kampfe für das Kreuz Christi und die Wiedererlangung Konstantinopels und des heiligen Landes, und unsere Stimme verhallt, so oft wir sie erhoben haben, im Lärm der unzähligen Händel und Streitigkeiten der Christen unter sich selber.“

Innozenz seufzte tief auf in seiner Bewegung. „Wer will es uns da verargen, wenn uns der Mut sinken wollte, wenn wir die Hoffnung aufgeben zu müssen glaubten und wenn wir den Gedanken aussprachen, der gerechte und heilige Gott zürne uns und unserem Pontifikate und habe uns verworfen vor dem Angesicht seiner Heiligkeit, und unsere Sünden seien schuld an all den Mißerfolgen. Es hat uns gedrängt, dieses alles unseren beiden Kardinälen Caraffa und Costa mitzuteilen, um durch die Aussprache uns das Herz zu erleichtern und ihren Rat zu hören.“

Und wir haben uns nicht umsonst ihnen anvertraut: sie haben uns wirksam getröstet mit dem Hinweis auf so manchen großen und heiligen Vorgänger, dessen Leben sich in Arbeit und Kampf vollendet hat, ohne äußerlich sichtbaren Erfolg, der aber gleichwohl kein unnützer Knecht gewesen ist und der Kirche Gottes mehr genützt hat, als menschliche Augen zu erkennen vermögen.“

Innozenz machte eine Pause, und sein Nepote, Kardinal Cibo, wagte in ehrerbietigem Tone zu sagen: „Wollen Eure Heiligkeit auch mir gestatten, zu sagen, daß . . .“

„Wir glauben zu wissen, was Ihr sagen wollt, Herr Kardinal“, unterbrach ihn der Papst, „nämlich, daß Gott den

Großtürken, den Prinzen Dschem in unsere Hand gegeben hat. Dafür können wir mit ganz Rom nicht genug dankbar sein, aber die Untätigkeit der Fürsten und Könige des Abendlandes verhindert uns, diese Waffe gegen den Sultan und sein Reich auszunützen zur Vertreibung desselben aus Europa und dem heiligen Lande. Dazu kommt noch, daß es sogar Fürsten und Städte gibt, welche heimlich auf Seiten Bajazets stehen gegen uns, und das vermehrt die Gefahr um vieles . . .“

„Und so ist es begreiflich gewesen“, fuhr dann Innozenz fort, daß wir trotz der Bemühungen unserer beiden teuren Kardinäle Caraffa und Costa, als die Nacht einbrach, keine Ruhe fanden. Zu den Besorgnissen wegen Türkengefahr, die im Stillen immer sich vergrößert, kommen noch andere Dinge, welche uns schwer drücken, Sorgen innerer Art, über welche wir uns heute nicht weiter aussprechen wollen, auch solche, welche überhaupt nur uns bekannt sind, die uns aber mehr als einen Abgrund zeigen . . .“

Der Papst machte eine abweisende Gebärde mit der Hand. „Da hat es sich von selber ergeben, daß wir, nachdem der Schlaf uns flog, die Hände emporgehoben zu Gott, der unsere alleinige Hilfe ist und zur heiligsten Mutter unseres Erlösers um ihre Fürbitte zugleich mit der der hl. Apostel Petrus und Paulus; ihnen befohlen wir unsere Person, Rom und die heilige Kirche an und so kehrte die Ruhe ein, als es gegen Morgen ging . . .“

Jetzt erhob Innozenz langsam das Haupt, und feierlich strahlte sein Angesicht. „Eine Stunde etwa mochte der Schlummer über uns gekommen sein“, sprach er jetzt weiter, „da wurden wir geweckt durch ein ungewöhnliches Pochen an der Tür unseres Schlafgemaches. Es war noch vollständig dunkel, zwischen der sechsten und siebenten Morgenstunde. Unser diensttuender Kämmerer trat ein und meldete, daß ein Eilbote soeben im Vatikan eingetroffen sei mit einem Schreiben des Königs von Spanien; der Bote habe den Befehl, das Schreiben zu jeder Stunde des Tages und der Nacht uns persönlich zu übergeben.“

Ein vernehmliches, unwilliges Murren ging durch die Reihen der Kardinäle, aber Innozenz schien es nicht zu hören. Er erhob sich mit fast jugendlicher Lebendigkeit vom Thron, breitete die Arme nach oben aus in freudigster Bewegung und hielt dabei ein Schriftstück in der Rechten.

„Keine Störung ist es gewesen und Mangel an Rücksicht auf unsere Per-

son“, sagte er jetzt, „sondern der süßeste und mächtigste Trost, die größte Freude, welche wir in unserem Pontifikat erlebt haben, ein Wunder . . . Wie ein Engel ist uns der zum Tod ermüdete Bote des Königs erschienen, und fürstlich wird er entlohnt werden dafür, daß er keinen Augenblick gezögert hat, trotz der Nachtruhe, mit der Botschaft bei uns einzutreten. Ganz Rom, die gesamte Christliche Welt, wird in Jubel ausbrechen über den Sieg des Kreuzes Christi, welchen der König von Spanien uns meldet; hört es, ehrwürdige Brüder, freuet euch mit uns und vereinigt euren Dank gegen den allmächtigen und barmherzigen Gott mit uns . . .

König Ferdinand von Spanien teilt mit, daß Granada, die mächtige Hauptstadt der ungläubigen Mauren in seinen Händen ist, und daß seit dem zweiten Tage des letzten Monats Januar die Kreuzesfahne anstatt des Halbmondes von ihren Türmen weht.“

Der Papst mußte sich unterbrechen; der gemeinsame Freuden- und Jubelruf der Versammelten übertönte seine Stimme. Endlich fuhr er fort: „An jenem Tage ist der Herrscher der Mauren, Boabdil, mit fünfzig maurischen Rittern aus dem Tore Granadas geritten zum König Ferdinand und der Königin Isabella ins Lager, hat ihm die Schlüssel seiner herrlichen Burg Alhambra übergeben, ihnen gehuldigt und hat gesprochen: „Wir sind dein, o mächtiger König, Allah hat es so beschlossen, mache einen großmütigen Gebrauch von deinem Glück.“ Der König hat dem überwundenen Feind die Freiheit geschenkt und ist dann mit seinem Heere eingezogen in der Stadt Granada, der großen, herrlichen Perle Spaniens. Nach einem zehnjährigen Kriege um Granada, die letzte und gewaltigste Feste und Hauptstadt der Mauren, hat nun das Kreuz Christi glorreich gesiegt, und das Reich der Ungläubigen in Spanien ist endgültig vernichtet nach mehr als siebenhundertjähriger Dauer, das Land, in welchem der heilige Apostel Jakobus den Glauben gepredigt hat, ist wieder christlich von den pyrenäischen Alpen bis zu den Säulen des Herkules am Mittelmeer; Gott sei tausendfacher Dank für diese Gnade!“

Nun ließen sich die Kardinäle nicht mehr halten; sie überhäuften den Papst mit Glückwünschen.

„Das ist Gottes Antwort gewesen auf die Sorgen und Bekümmernisse Eurer Heiligkeit; nun sind sie zerstreut wie der Nebel von der Sonne“, meinte Kardinal Costa.

Und Kardinal Carassa fügte bei: „Der

Fall von Granada mag auch gewissermaßen ein Trost sein für den Verlust von Konstantinopel.“

Und alle waren darin einig, daß der Großtürke Bajazet durch dieses Ereignis doppelt schwer betroffen sei, nachdem schon sein Bruder, der Prinz Dschem, in der Gewalt des Papstes sich befände.

„Ihr, ehrwürdige Brüder, habt mit uns die Sorgen geteilt, nun wollten wir keinen Augenblick zögern, euch auch an dieser Freude teilnehmen zu lassen und euch von dem Briefe des Königs von Spanien Kenntnis zu geben. Noch am heutigen Tage soll auch in ganz Rom der große Sieg des Königs über den Halbmond verkündet und das Volk aufgefordert werden zum Dank gegen Gott und zu Kundgebungen seiner Freude. Wir selbst wollen am morgigen Tage in feierlicher Prozession vom Vatikan über die Brücke bei der Engelsburg hinüber nach der Piazza Navona uns begeben, und zwar zur Kirche des heiligen Apostels Jakobus, welche die edle spanische Nation zu Ehren ihres großen Patronen dort hat errichten lassen. Dort wollen wir eine Messe lesen zur Dankagung für die Befreiung von Granada aus der Herrschaft der Türken und zum Schluß allen Anwesenden den apostolischen Segen erteilen.“

So geschah es auch. Glänzend war die Ausfahrt des Papstes durch die Straßen Roms nach dem uralten Platz und der dortige Festgottesdienst, und es folgten durch mehrere Tage große Veranstaltungen seitens des spanischen Gesandten, wie von verschiedenen Kardinälen, um das Volk zu ergötzen und ihm das Ereignis von Granada in seiner ganzen Größe nahezubringen. Die Römer aber gingen in ihrem Jubel vielfach so weit, zu sagen, daß nun überhaupt die Macht des Sultans und der Ungläubigen bald zu Ende sein werde.

Vielhunderttönig brausten im Freudenturm die Klänge aller Glocken der ewigen Stadt über Gassen und Plätze dahin und weit hinaus in die Campagna: sie kündeten dem Volk von Rom den endgültigen Sieg über die Ungläubigen in Spanien, den Fall Granadas, die Befreiung des letzten, schönsten Teiles der pyrenäischen Halbinsel aus der Macht der Mauren und den glorreichen Abschluß des siebenhundertjährigen Kampfes zwischen Kreuz und Halbmond selbst. Und in den ehernen Klang von den Kirchtürmen mischte sich das Schmettern rauschender Musik und der unendliche Jubel des Volkes, welches alle Straßen füllte. Das Gebot des Papstes, den Fall von Granada öffentlich zu fei-

ern, hatte in der ganzen Stadt festlichen Widerhall gefunden.

Nachdem am Vormittag Innozenz selber die Dankmesse mit höchster Feierlichkeit in der Kirche des heiligen Jakobus zelebriert hatte, wurden am Nachmittag Festspiele aller Art dem Volke geboten, welche die spanischen Gesandten und die reichsten Kardinäle in glänzender Ausstattung aufführen ließen. Die Stadt widerhallte von Sang und Klang, von Jubel und Freudenausbrüchen; man mochte meinen, an diesem Tage gebe es bloß glückliche Menschen in der ewigen Stadt.

Auch die ehrwürdigen Frauen im Kloster der Santa Cäcilia hatten teil an der Freude. Im Garten und dem ihn anschließenden Kreuzgang wandelten sie dahin, auf eine Stunde frei von Arbeit und strenger Sammlung, und freuten sich des römischen Frühlings der schon in diesen Tagen das Grün aus dem Boden gelockt und den Mandelbaum an der Südseite des Ganges mit Blüten wundervoll überschüttet hatte.

Gedämpft, aber doch noch recht vernehmbar drang das laute Treiben auf dem Plaze vor der Kirche und der Nachbarschaft herein. Paarweise, oder in kleine Gruppen verteilt, genossen die schwarzen Nonnen den Glanz und die Wärme des schönen Vortages von Mariä Lichtmess.

Auch Schwester Egidia war unter ihnen.

Sie hatte sich nach ihrer Art von den andern losgemacht und stand nun unter dem schattigsten Bogen des Kreuzganges. Die Frauen störten sie nicht, während sie miteinander halblaut plauderten; nur ein paar unter ihnen richteten dann und wann unauffällig einen Blick nach der bleichen, vergeistigten Laienschwester, welche vor Gott vielleicht größer war, als alle anderen.

Jetzt stand sie hoch aufgerichtet, das Angesicht ist nach der Richtung gewendet, wo Sanct Peter und der Vatikan liegen, und ihre Augen schienen in weite Fernen zu schauen. Kein Glied, keine Muskel an der ganzen jungfräulichen Gestalt rührte sich.

Frau Sargisja aber, die Abtissin und ihre Begleiterin, wendeten kein Auge von ihr; sie wußten, die Stunde war gekommen . . . Der Geist Gottes weht wann und wo er will.

Unaufhaltsam perlt den Tränen aus den Augen Egidias, während ihrem Angesicht tiefster Schmerz aufgeprägt war. Und jetzt begann sie, völlig geistesabwesend zu sprechen, als ob sie aus einem nur ihr sichtbaren Buche läse oder einer nur ihr vernehmbaren Stimme lauschte.

„Wehe, wehe, unglückliche Stadt, groß wie der Himmel kommt das Unheil heran, wehe! Jetzt jubeln und frohlocken sie, aber . . . dann widerhallen die Gassen von Jammer und Wehegeschrei, wie man das noch niemals gehört hat, seitdem die Stadt besteht . . . Jetzt ist sie vom Leben der Tausenden erfüllt, aber . . . dann bedecken tausendfach die Leichen Plätze und Häuser; jetzt läuten die Glocken von allen Türmen, aber dann . . . stürzen die Türme zusammen in der Feuersglut und die Paläste — wehe — die Heiligtümer fallen in Trümmer; jetzt strahlt die Stadt im Glanz und Gold ihrer Paläste und Kirchen, aber dann ist Armut und bittere Not ihr Anteil; ihre Großen betteln auf der Gasse um Brot und ihre Kinder verhungern und niemand kennt die Zahl der Toten; jetzt wohnt der Frieden unter den Bürgern, aber dann . . . sind die Feinde da, zahlreich wie die Schwärme der Mücken und ohne Erbarmen wie die Engel des Gerichtes . . . und im Blut von Tausenden, von Greisen und Jungfrauen, von Müttern und Kindern waten sie, die Schrecklichen, die von Norden her alles überschwemmen . . . Wehe, wehe . . .“

Egidias Stimme brach.

Aber die Abtissin wagte nicht, sie zu trösten oder zu fragen. Und auf ihren Wink hielten auch die anderen Klosterfrauen sich ruhig, als ob nichts Besonderes geschehen wäre.

Fröhliches Singen und lauter Jubel drang von draußen herein.

Egidia schreckte zusammen. „Nicht so, nicht so . . .“, wehrte sie ab, „weinet vielmehr über euch, Trasteveriner, über euch und eure Kinder! Es kommt das Gericht über Rom, das furchtbare Gericht Gottes . . .“

„Das Ende der Welt“, sagte eine der schwarzen Nonnen halblaut; es mochte wohl eine Beruhigung sein für die anderen, daß die Welt im Feuer untergehen wird, wenn der Richter am Ende der Tage kommt, das weiß man ja aus der Heiligen Schrift.

„Ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß die Jüngsten aus unserem Konvent von Santa Cäcilia es noch erleben. Und sie werden in ihrer Angst und Bedrängnis schreien: ihr Berge fallet über uns und ihr Hügel bedeckt uns. Wehe . . .“ Egidias Stimme ging unter in herzerreißendem Jammer.

„Werden die Ungläubigen über uns kommen?“ fragte Sargisja mit halber Stimme, „kommt das Schicksal Konstantinopels auch über Rom?“

„Ich weiß es nicht . . . Habe gesagt,

was ich mußte, o wäre es mir doch nicht gezeigt worden . . .“

Und wiederum erhob sich draußen auf den Gassen jubelnder Lärm und lustige Weisen mit dem Klang von Mandolinen und Sackpfeifen.

„Habe Erbarmen, Herr“, flehte die vor Schmerz zusammenbrechende Seherin mit aufgehobenen Armen, „halte deine Hand ein — vernichte uns nicht ganz, heiliger Gott, es ist ja d e i n e Stadt, gesalbt und geweiht, die Stadt der heiligen Märtyrer, des heiligen Petrus und Paulus . . . Es ist ja viel gesündigt worden und die Sünden schreien zum Himmel . . . wir haben die Strafe verdient . . . tue nicht an uns, was du getan hast an Jerusalem, wie du tatest an Sodoma, wende ab den Untergang von Rom um all der heiligen Märtyrer willen, welche hier für dich gestorben sind . . .“

Die Ordensfrauen hatten sich während dieses Ausbruchs des Schmerzes und der Angst im Kreise um die arme Laienschwester gesammelt; die meisten weinten mit ihr; auch Sarzisia, die Äbtissin, war tief erschüttert.

Nach einiger Zeit glaubte sie selbst sprechen zu müssen. „Schwester Egidia“, sagte sie, sich zu aller Ruhe zwingend, „die Hoffnung auf Gott dürfen wir nicht aufgeben. Du weißt ja selber, daß Rom schon mehr als einmal von seinen Feinden überschwemmt und schrecklich heimgesucht worden ist, aber Christus, unser Herr hat immer die allmächtige Hand über die Stadt gehalten, daß sie nicht völlig untergegangen ist. Er hätte ja Sodoma und Gomorra verschont, wenn sich auch nur zehn Gerechte darin gefunden hätten . . . Und wenn auch viel gesündigt wird in der Hauptstadt der Christenheit in unseren Tagen: es leben gewiß auch so viele Gerechte in den Mauern Roms, daß er um ihretwillen die Schrecken seiner Heimsuchung abkürzt . . .“

„Wir aber“, wandte sie sich nun in heiligem Ernste an ihre Schwestern im Ordensgewande, „wir wollen erkennen, was der Herr uns in dieser Stunde hat sagen lassen. Wir wollen unser Gebet verdoppeln für unseren Heiligen Vater, alle Priester und für die ganze Stadt Rom; wir wollen unseren Eifer verdoppeln, wollen uns heiligen in Treue, Gehorsam und gemeinsamer Liebe, und wollen alles, was wir tun und leiden und unser ganzes Leben aufopfern zur Sühne, zur Versöhnung des gerechten Zornes Gottes . . .“

Egidia hatte still zugehört. Jetzt vergeistigte sich wieder ihr Blick und sie sprach: „Der Weihrauch steigt mit seinem Wohlgeruche empor, wenn er auf der Glut liegt, und das Gebet dringt bis zum Herzen Gottes, wenn es aus bußfertiger und opferwilliger Seele kommt. Das ganze Leben und alles Beten unseres göttlichen Bräutigams auf Erden ist ein einziges Opfer gewesen und Er hat uns erlöst . . . Wenige verstehen das, aber noch findet sich eine Zahl . . .“

Jetzt schien das Angezicht der Schwester zu leuchten und ihr Blick wurde wieder hell.

„Sodoma wäre gerettet worden durch zehn Gerechte“, sprach sie mit großer Feierlichkeit, „und wenn in der Ewigen Stadt sich eine Zahl von Bekennern findet, welche im Geiste der Bußfertigkeit und des Opferfinnes wandeln und beten, so werden die Tage der Heimsuchung abgekürzt und der völlige Untergang von der Stadt abgewendet . . .“

„Gott sei Dank“, kam's gemeinsam aus dem Munde der Ordensfrauen, „wir wollen nicht zurückbleiben.“

Und Egidia vollendete ihre Rede. „Findet sich die von Gott gewollte und erwartete Zahl, so wird er ein Zeichen geben seiner Erhörung . . .“

„Ein Zeichen geben?“ wiederholte die Äbtissin fragend.

„Gott wird dann ein Zeichen geben“, sprach nochmals feierlich die Laienschwester, „daß er sein Herz dem Flehen um Erbarmung nicht verschließt und daß die schreckliche Heimsuchung nicht zum völligen Untergange wird, welchen die Stadt verdient hätte.“

„Was soll dies für ein Zeichen sein, auf das wir hoffen, und das wir aus aller Kraft der Seele erflehen wollen?“ fragte die Äbtissin.

Egidia schüttelte das Haupt. „Ich weiß es nicht . . . Ich weiß auch nicht, ob es wirklich kommen wird. Man muß beten und Buße tun und Opfer bringen . . . Alles andere steht in Gottes Hand.“

Mit schwacher Stimme hatte sie die letzten Worte gesprochen; jetzt sank sie erschöpft in die Arme einer neben ihr stehenden Nonne.

„Göttlicher Bräutigam, sei uns gnädig“, betete Sarzisia, „und lasse deine Stadt nicht untergehen im nahenden Gericht.“

Draußen aber stieg immer noch der Jubel der Großen und der Kleinen, ihr Lachen und ihr Singen fröhlich zum blauen Frühlingshimmel am Vorabend des Festes Mariä Lichtmeß. (Fortf. folgt).

ge, so daß eine verhältnismäßig nur kleine Zunahme erzielt wurde. Die Zahl der Welpriester beziffert sich auf 19 649, diejenige der Ordenspriester auf 8 648. Insgesamt bestehen 12 484 Pfarr- und 5668 Missionskirchen. Dem Erziehungswesen widmen sich 172 Seminaristen mit 19 443 Studenten, ferner 168 Kollegs für Knaben, 640 Kollegs und Akademien für Mädchen, 937 Hochschulen mit insgesamt 144 392 Studierenden. Ferner bestehen 7514 Pfarrschulen mit zwei Millionen 277 191 Schülern. In 328 Waisenhäusern werden 50 178 Waisen gepflegt und erzogen. An Altersheimen bestehen 147 und an Hospitälern 645. Die Zahl der zum katholischen Glauben Übergetretenen beziffert sich im verflossenen Jahr auf 40 269. Man sieht hieraus, daß verschiedene Diözesen letztes Jahr jedenfalls beträchtliche Rückgänge zu verzeichnen hatten, sonst müßte die Zahl der Zunahme der Katholiken die gemeldeten 21 293 weit übersteigen.

Gott läßt seiner nicht spotten. Wir entnehmen einem Briefe aus Spanien in der „Schaffh. Zt.“ folgende Episode. Im letzten Jahre haben einige kirchenfeindliche „Männer“ in Malaga den Gefreuzigten aus der Kirche geschleppt. — Ein hervorragendes Kunstwerk von Mena, für das die Amerikaner Millionen geboten hatten. Der Hauptheld und Groß-

hans, dem der Löwenanteil zu dieser un-verzeihlichen Missetat zufällt, beklagte sich beim Zertrümmern des Christuskörpers, daß der Hammer unnatürlich schwer sei. Und nach vollbrachter Heldentat ging er in die Bodega (Weinkeller), um mit den Kameraden die vollbrachte Heldentat zu feiern. Der Protagonist beklagte sich dann, daß es so dunkel sei. Am Ende: Heimgehen, von den Strapazen ausruhen und ausschlafen mit Befriedigung! Am nächsten Morgen beim Erwachen im Sonnenschein gewährte der Unhold, daß er vollständig erblindet war. Fast zahllose Zeugen können diesen Vorgang beschwören. So geschehen anno 1931, in Malaga in Spanien. Gott läßt seiner nicht spotten!

Diesen Wit, schreibt die „Schönere Zukunft“, wollen wir unserer Leserschaft nicht vorenthalten, denn er besitzt Zeitbedeutung: Ein stellenloser Artist bekam wegen eines Betruges um 10 M. drei Monate Gefängnis. Ein Bankdirektor wegen betrügerischen Bankrotts mit 2 Millionen M. das gleiche, aber bedingt. „Das ist doch ungerecht“, meinte ein junger Mann ohne Erfahrung zu einem älteren. Der nickte nur und sagte: „Gewiß. Aber der Bankdirektor hat in Ausübung seines Berufes gehandelt.“

Gebetserhörungen

V. S. Innigen Dank dem hl. Herzen Jesu, der Ib. Gottesmutter, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Sub. Thaddäus und der hl. Theresia für erlangte Hilfe in großem Anliegen.

V. R.: Innigen Dank der lieben hl. Theresia v. A. S. für erlangte Hilfe.

Frankenwinheim: Dank der lieben Mutter Gottes und dem hl. Joseph, für Erhöhung in einem Anliegen.

Erbach: Dank dem hl. Herzen Jesu, der Ib. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Ant. und der hl. Rita für Erhöhung in schwerer Krankheit.

Galau: Innigen Dank dem hl. Herzen Jesu, der Ib. Gottesmutter, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Franziskus, der hl. Theresia v. A. S., dem hl. Sub. Thadd. und der hl. Philomena, für glücklich überstandene Prüfung, und bitte um weitere Hilfe um eine gute Stellung.

Freiburg: Dem sel. Br. Konrad sei Dank, auf dessen Fürbitte ich eine Stelle bekommen.

Stuttgart: Sendet Beitrag für ein Heidenkind, zum Dank für Erleichterung in schwerer Krankheit, mit der Bitte um vollständige Genesung.

Vermatingen: Dem hl. Herzen Jesu, der Ib. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Sub. Thadd. und der hl. Theresia für erlangte Hilfe in schweren Anliegen.

G. R.: Dank dem hl. Antonius von Padua, der hl. Theresia v. A. S., dem hl. Joseph, hl. Sub. Thadd. und den armen Seelen für wunderbare Hilfe in einem schweren Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Oppeln: Dank dem hl. Herzen Jesu, der Ib. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Moyses, hl. Sub. Thaddäus, der hl. Theresia v. A. S., den hl. 14 Nothelfern und den armen Seelen im Fegfeuer, für Erhöhung in einem Anliegen. Beitrag zur Taufe eines Heidenkindes auf den Namen Theresia. Veröffentlichung und Heidenkind war versprochen.

Karlshöh: Anbei M. . . zu Ehren des hl. Antonius für Hilfe in Not. Veröffentlichung war versprochen.

Ottmuth: Dank dem hl. Antonius für geduldige Arbeit.

Ungeannt: Innigsten Dank dem hl. Herzen Jesu, der Ib. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius, für wiedererlangte Gesundheit, ohne Operation. Veröffentlichung und ein Heidenkind auf den Namen Theresia Agnes war versprochen.

Keltich, R.: Dank dem hl. Herzen Jesu, der Ib. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius u. dem hl. Sub. Thadd., für erhörtes Gebet.

Slupsko: M. . . Moyses als Dank für Erhöhung in einem Anliegen, mit der Bitte um weitere Hilfe.

Patshlau: Durch die Fürbitte des hl. Antonius erlangte ich Hilfe. Anbei M. . . Moyses als Dank.

Seitenberg: Anbei Moyses als Dank für erlangte Hilfe.

Gebetsempfehlungen

Obf.: Eine Verg.-Leferin bittet um eine Novene zum hlft. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, hl. Antonius, der kl. hl. Theresia und den hl. 14 Nothelfern, um Sinnesänderung meines Sohnes, um guten Ausgang in einer schwierigen Angelegenheit u. um gute Arbeitsstelle. Bei Erhörung ist ein Heidenkind und Veröffentlichung versprochen.

Annaberg: Anbei Mf. . . mit der Bitte ums Gebet in einem großen Anliegen.

Ein kranker Priester bittet ums Gebet, um Hilfe und Verhütung einer Operation.

Gleiwitz: Sende Mf. . . für zwei hl. Messen und bitte um eine Novene zum hlft. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter Maria, zum hl. Ant. hl. Jud. Thadd. u. zur hl. Theresia v. K. I., um Hilfe in sehr schweren Anliegen, in großer Seelennot, und auch für eine schwerranke Mutter. Nach Erhörung Almosen und Veröffentlichung versprochen.

Ungenannt: Bitte um eine Novene zum hlft. Herzen Jesu u. zur lb. Gottesmutter, um Hilfe in einem Anliegen. Bei Erhörung Heidenkind versprochen.

Eine längjährige Verg.-Leferin bittet um eine Novene zum hlft. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph von Ägypten, zur hl. Theresia v. K. I., zum kostbaren Blute Jesu Christi u. den armen Seelen, um Vermeidung einer Operation, um baldige gute und glückliche Heirat.

E. S.: Bitte ums Gebet zum hlft. Herzen Jesu, zur schmerzhaften Gottesmutter, zum hl. Jud. Thadd., zum hl. Ignatius, zur hl. Theresia v. K. I., zu den hl. 14 Nothelfern u. den armen Seelen, um glückliche Geburt. Bei Erhörung Almosen versprochen.

Bossen: Eine kranke Mutter bittet ums Gebet zum hlft. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Jud. Thadd. u. zur kl. hl. Theresia um Wiedererlangung der Gesundheit u. um glückliche Niederkunft der Tochter. Bei Erhörung Heidenkind versprochen.

B.: Ein älteres Ehepaar bittet ums Gebet zum hlft. Herzen Jesu u. Maria, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Jud. Thadd., zur hl. Theresia u. den armen Seelen, um Hilfe in schweren Geldsorgen u. Erhaltung der Existenz. Bei Hilfe folgt Missionsalmosen.

Ungenannt: Bitte ums Gebet zum göttl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph, hl. Benediktus, hl. Antonius, zur hl. Rita u. zu allen hl. Sterbepatronen, für meinen schwerkranken Mann, um Erlangung der Gesundheit od. um eine glückselige Sterbestunde. Bei Erhörung Almosen und Veröffentlichung versprochen.

Lamsdorf: Bitte um eine Novene zur lb. Gottesmutter, zum hl. Ant. u. den hl. 14 Nothelfern, um Hilfe in schwerem Nervenleiden, um Sinnesänderung des Bruders u. in besonderen Anliegen. Bei Erhörung wird Almosen versprochen.

Ungenannt: Bitte um eine Novene z. hlft. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph,

hl. Antonius, hl. Jud. Thadd. u. zur hl. Theresia v. K. I., um Arbeit für meinen Mann u. in anderen Anliegen. Bei Erhörung Alm. versprochen.

Himmelwitz: Bitte ums Gebet zum göttl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, zur hl. Theresia v. K. I. u. zu den hl. 14 Nothelfern, um Hilfe in mehreren schweren Anliegen. Bei Erhörung ist ein Heidenkind versprochen.

Ungenannt: Bitte ums Gebet zum hlft. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes von Lourdes, zum hl. Antonius u. zur hl. Theresia v. K. I., um glücklichen Ausgang eines Prozesses u. Hilfe in Geldnot. Bei Erhörung Almosen und Veröffentlichung gelobt.

Hiersdorf: Eine Verg.-Leferin bittet ums Gebet zum hlft. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter und zur hl. Familie, um Hilfe in großer Geldnot und in bes. Anliegen. Almosen versprochen.

Rottweil: Bitte ums Gebet zum hlft. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter u. zum hl. Jud. Thadd., um Bestehung eines schweren Exams.

Stein: Eine Person bittet um eine Novene zum hlft. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Jud. Thadd., zum sel. Br. Konrad u. den hl. 14 Nothelfern, um Hilfe in großer Geldnot u. in Arbeitslosigkeit. Bei Erhörung Heidenkind u. Alm. versprochen.

Patschkau: Anbei Mf. . . mit der Bitte ums Gebet, um Gesundheit meiner Tochter u. eine gute Stelle für sie, und in einem schweren Anliegen.

Altshalkowitz: Bitte ums Gebet zum hlft. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Antonius, hl. Jud. Thadd. zur hl. Theresia v. K. I. u. den hl. 14 Nothelfern, um Hilfe in schweren Geldsorgen, um Arbeitsmöglichkeit u. anderen wichtigen Anliegen. Bei Erhörung Almosen und Veröffentlichung versprochen.

Fr. i. B.: Eine arme Witwe bittet um eine Novene zum hlft. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph und zum hl. Jud. Thadd., um Belehrung u. Sinnesänderung ihres Sohnes u. um häuslichen Frieden.

Gieshübel: Ein Verg.-Lefer bittet ums Gebet zur göttl. Vorsehung, zur hl. Familie, zur hl. Mutter Anna u. zum hl. Antonius, um Erhörung in einem schweren Anliegen.

Horb: Ein Verg.-Abonnent bittet ums Gebet zum hlft. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph, zur hl. Anna u. zur hl. Theresia, um Hilfe in einem Prozeßanliegen.

Es bitten um das Gebet 25 Personen in verschiedenen Familienanliegen.

St. Valentin: Ums Gebet bittet eine Mutter für ihre kranke Tochter. Almosen versprochen.

Grünburg: Eine bedrängte Familie bittet in- nigt ums Gebet, um glücklichen Ausgang aus schwerer wirtschaftlicher Not, u. um Glück u. Segen für Familie und Wirtschaft. Almosen ist versprochen.

Es starben im Herrn

Weiz: Fr. Apollonia Hierler, große Förderin und Wohltäterin unserer Mission.

Weiz: Fr. Ida Moosdorfer, Wohltäterin unserer Mission.

Motten: Theresia Leitsch, Josefine Leibold, Maria Schuhmann, Oberbaar: Sophie Baumgärtner, Wustiel: Barbara Wirth. Freiburg: Emma Gampp, Linus Straub. Brud.: Anna Wächler, Theresie Bäd. Pipinsried: Franziska

Fraunhofer. Klingingen: Frau Unjöld. Eding: Theres Kettenbed. Neubau: Anna Maria Elsner. Iglau: Emilie Platt. Regensburg: Anna Reil. Stuttgart: Maria Wanner. Haffsh: Anna Ardn. Hermsdorf: Anna Fröhlich. Chroszczich: Agnes Kampa. Brsl. Hundsfeld: Anna Matulke. Schauerberg: Josef Angeler. Koblach: S. Karl Egle. Berg: Frau Maria Sinderdorfer. Un- barn: Fr. Anna Aumaler. Sloggnitz: Fr. Hofrat Rosina Weismann, Herr Karl Wies.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

Büchertisch

Christus muß König sein. Von P. Emmanuel Heusel der OCB. 32 Seiten Text und 8 Kupferstichdruckbilder. Preis 40 Pfennig. Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13.

Das Büchlein sollte in Massen unter das Volk kommen, um alle Trägen aufzurütteln und alle Treuen im Kampfe zu stärken und zu begeistern. Für Kundgebungen gegen die Gottlosenbewegung, wie sie allenthalben gehalten werden, ist es ein vortreffliches Hilfsmittel. Jugendführer haben es als sehr gute Grundlage für Arbeit in Jugendgruppen und Bünden bezeichnet. Bei dem billigen Preis ist eine Verbreitung wohl auch in unserer wirtschaftlichen Notzeit noch möglich.

Der heilige Albert der Große. Von Franz Weigl. (8. Bändchen der Reihe „Aus der Gemeinschaft der Heiligen“, Herausgeber Johannes Lohmüller). 48 Seiten, mit 4 Textbildern von August Braun. Kartontiert RM. 0.45. Verlag Buhon & Berder, Revelaer (Rheinland).

Ein Weckruf an unsere Zeit! Wahre Gelehrsamkeit ist verankert in Gott! Wahre Weisheit schöpft aus dem Born des Glaubens! Sie vergißt in ihrer Pflichterfüllung niemals das Letzte und Höchste: Gott!

Die selige Kreszentia von Kaufbeuren. Von Anne Auelen. (9. Bändchen der Reihe „Aus der Gemeinschaft der Heiligen“, Herausgeber Johannes Lohmüller). 48 Seiten, mit fünf Textbildern von Tilde Eisgruber. Kartontiert RM. 0.45. Verlag Buhon & Berder, Revelaer (Rhlb.).

Ein innig, warm und herzlich geschriebenes Büchlein. Ein Mauderton, der das Kindergemüt fest, erhebt und begeistert, gibt dieser Schrift ihren besonderen Stempel. Die effährigen schon werden mit Leichtigkeit sich in den an sich schwierigen, aber schlicht und anschaulich dargestellten Stoff einführen. Das Büchlein wird viele Freunde und Förderer finden.

Der heilige Klemens Maria Hofbauer. Von Johannes Lohmüller. (10. Bändchen der Reihe „Aus der Gemeinschaft der Heiligen“, 48 Seiten, mit 4 Textbildern von Ina Verchtold. Kartontiert RM. 0.45. Verlag Buhon & Berder, Revelaer (Rheinland).

In jeder Beziehung ein zeitgemäßes Büchlein, das imstande ist, Tränen zu trocknen, Kummer zu lindern, Gottvertrauen zu beleben und zu stärken, den Schäden unserer Glaubens- und sittenlosen Zeit wirkungsvoll zu begegnen. Das Hofbauer-Leben überzeugt, zieht empor, veredelt und verinnerlicht. Es ist eine „immerwährende Mission“, die des Heiligen Seelsorgerideal war. Es wird alle diejenigen emporführen, die guten Willens sind.

Gemma Galgani. Von P. Beda Ludwig OCB. Eine Passionsblume des 20. Jahrhunderts. 32 Seiten Text und 8 Tiefdruckbilder. 40 Pfennig. Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13.

Das vorliegende Büchlein erzählt in kurzen, eindringlichen Kapiteln von dem außergewöhnlichen Gebets- und Jugendleben einer auserwählten Seele. Kindliche Frömmigkeit, aufrichtige Demut und Herzensereinfalt und innige Verrentung in das Leiden des Herrn bilden die Grundzüge dieses heiligen Lebens, das jeder christlichen Seele etwas zu sagen hat.

Alte Kölner Kirchen in Wort und Bild. Andenken an heilige Stätten. Von Leonardus Rheanus. 75 Seiten, mit zahlreichen stimmungsvollen Zeichnungen. Kartontiert M. —75. Druck und Kommissionsverlag: Herold-Verlag G. m. b. H., Köln, Hunnenrücken 33—35.

Dieses schöne Büchlein gehört in die Hände aller Besucher des „heiligen Köln“. An Hand dieses Buches wird der Pilger und Kunstfreund nicht bloß die Kunstwerke, die herrlichen Kirchen und Kapellen mit größerem Verständnis betrachten und mit Staunen bewundern, sondern er wird das Wehen des Geistes verspüren, der aus den Denkmälern kath. Glaubens, kath. Opferfreudigkeit und kath. Begeisterung spricht. Das Büchlein ist geeignet, als Führer zu dienen und be-

wirkt sicher, daß ein Besuch in Köln zu einem Erleben des „heiligen Köln“ wird. P. H.

Meister Albert und der Ritter. Historischer Roman von Juliana von Stockhausen. 290 Seiten. Ganzleinenband RM. 5.80. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, München.

Die Freunde der Stockhausenschen Erzählkunst werden es freudig begrüßen, daß die Dichterin nach ihrem heifällig aufgenommenen Reisebuch „Vom nordischen Geiste“ mit dem vorliegenden Werk zu den ursprünglichen Quellen ihrer Kunst zurückgekehrt ist. Ihr neuer Roman über das frühe deutsche Mittelalter wird im Schrifttum der Gegenwart eine ganz besondere Beachtung finden.

Ein Leben des Lichtes. Maria Bonaventura Fint v. U. L. Frau, von Schwester M. Solina Weiss. Preis geb. RM. 4.80, brosch. RM. 3.80. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Wer den Wert der vollkommenen Marienverehrung und ihre höchsten Auswirkungen, nämlich die vollkommene Heilandsliebe und vollkommene Gottesverehrung klar in einem Leben schauen will, der lese diese große Ausgabe des Lebensbildes der Schwester Maria Bonaventura. Maria Bonaventura ist ein vollendetes Vorbild des rein übernatürlichen Lebens in vollkommener Hingabe an Gott, ein vollendetes Beispiel vollkommener Verehrung Mariens, des Heilandes und der gesamten hochheiligsten Dreieinigkeit.

Dein Weg zu Gott. Von Karl Nidel. Betrachtungen. 2. Aufl. 52 Seiten, elegant kartontiert, RM. 1.20. Rita-Verlag u. Druderei, Würzburg, Dominikanerplatz 4.

„... das Büchlein öffnet trübe oder blinde Augen, macht bescheiden, aber nicht zaghaft, bringt zur Überzeugung, daß Gott nicht an dir verzweifelt. ... Hervorheben möchte ich noch die treffliche Inhaltsangabe der „Nachfolge Christi“, welche den Gebrauch dieses Büchlein wesentlich erleichtert.“

Von Gottes Sonnen. Von Karl Nidel. Betrachtungspunkte. 48 Seiten, mit Bild. Elegant kartontiert RM. 1.50. Rita-Verlag u. Druderei, Würzburg, Dominikanerplatz 4.

Das sind Betrachtungspunkte, wie man sie sonst in keinem Buche vorgelegt bekommt, nicht der Form nach und wohl auch nicht so leicht dem Geiste nach. Hinter den oft heinahe zu knappen Entwicklungen steht eben mit seiner ganzen reifen, sprudelnd reichen und leiberprobten Persönlichkeit ein Mann voll seelischer Kraft und gottgeläuterter Liebe zum Mitmenschen. ...

Auf sternloser Fahrt. Betrachtungsbüchlein, von Karl Nidel. 110 Seiten, Gebetbuchformat, kartontiert RM. —60. Rita-Verlag u. Druderei, Würzburg, Dominikanerplatz 4.

Dies neue Büchlein ist vor allem für Seelen gedacht, die unter geistiger Trockenheit zu leiden haben. Wer es liest, wird neuen Mut und frohes Gottvertrauen daraus schöpfen.

Stilles Leuchten. Betrachtungspunkte, von Karl Nidel. 136 Seiten, geschmackvoll kartontiert RM. 1.50. Rita-Verlag u. Druderei, Würzburg, Dominikanerplatz 4.

Es sind Betrachtungen eigener Art, ganz zwanglos, ohne den engen Rahmen des Schemas. ... Das Büchlein möchte uns rufen zum Anschauen, den Beten, das stiller und fruchtbarer ist, als das Hasten nach neuen Gedanken und das Suchen nach empfundenen Anregungen.

Sonnenstrahlen. Anregungen, zusammengestellt aus Gedanken und Gebeten gottliebender Herzen, für 52 Tage, von Karl Nidel. 62 Seiten, kartontiert RM. —60. Rita-Verlag u. Druderei, Würzburg, Dominikanerplatz 4.

Da kann man das ganze Leben lang darin lesen und wird nicht fertig. Das ist eben das Schöne an den Schriften, die der Gestimmungsbildung helfen, daß sie immer tiefere Erkenntnisse aufschließen, je mehr man am Herzen reif wird.

Auf! dem Kreuze nach!

Von D. W. Mut

3. verbesserte Auflage. 190 Seiten;
mit 16 Scheerenschnitten von M.
Edelwida, O.S.Fr. Preis gebunden
RM. 2.80, kartoniert RM. 1.80

Am 17. September 1919 starb nach segensreicher Wirksamkeit im Alter von 74 Jahren in Freiburg in der Schweiz der hochwürdigste Herr Prälat Johannes Eb. Kleiser, Chorherr der Liebfrauenkirche, apostolischer Protontar und Generalassistent der Liga „Pro Pontifice et ecclesia“. Wenige Minuten vor seinem Sterben verlangte der hohe Prälat, daß man ihm noch einmal aus dem schönen Buche „Auf! Dem Kreuze nach!“ vorlese. Die ehrwürdigen Schwestern des Marienheims, in dem der hohe Prälat lebte und starb, versichern, daß ihm dieses Buch stets eines der liebsten gewesen sei.

St. Josephs-Verlag
Reimlingen